Der
Herr von Greylands.

Roman

von

Mrs. Henry Wood.

Aus dem Englischen.

Autorisirte Ausgabe.

Zweiter Band.

Berlin, 1875.

Verlag von Otto Janke.

Inhalt des zweiten Bandes.

Erstes Capitel.

In dem Frauenkloster.

Die Zeit war in Greylands ihren Gang gegangen und das große aufregende Gesprächsthema, Anthony Castlemaine's Verschwinden, gehörte der Vergangenheit an. Es war nicht das Geringste zum Vorschein gekommen, was irgend zur Aufklärung dieses räthselhaften Ereignisses hätte dienen können, um so mehr ruhte ein unbestimmter Verdacht auf Mr. Castlemaine, dessen Entstehung hauptsächlich auf John Bent zurückzuführen war. Dieser glaubte so gewiß, daß der junge Mann von seinem Onkel aus der Welt geschafft sei, um von ihm nicht im Besitze von Greylands Ruhe gestört zu werden, wie er daran glaubte, daß die Sonne am Firmamente schien. Er sagte den Leuten nicht gerade in dürren Worten: Mr. Castlemaine hat seinen Neffen umgebracht; das würde sehr unklug gewesen sein, aber die in ihm wohnende Ueberzeugung blieb doch Keinem verborgen und wenn er mit seiner

Frau allein war, machte er sich kein Gewissen daraus, frei von der Leber hinweg zu reden. Ganz Greylands theilte indeß seine Ansicht nicht. Die abergläubischen Dorfbewohner brachten das Verschwinden mit dem Erscheinen des im Brüderkloster umgehenden gespenstigen grauen Mönches in Verbindung und fürchteten in Folge dessen den Ort noch zehnmal mehr als früher. Nicht Einer würde gewagt haben, bei Nacht in den Umkreis des Brüderklosters zu gehen, und Commodore Teague — ein tapferer, furchtloser Mann, der seinen Muth genugsam dadurch bewies, daß er ganz allein in nächster Nähe des gefürchteten Ortes wohnte — hatte verlauten lassen, der graue Mönch lasse sich wieder mit seiner Lampe blicken, er habe ihn schon zwei Mal am Fenster vorübergleiten sehen. War mithin auch die erste Aufwallung vorüber, so konnte man Greylands mit allen diesen Vermuthungen und Befürchtungen doch keineswegs ruhig nennen.

Mary Ursula war nach Greylands Ruhe gekommen. Die einst so glückliche Heimath in Stillborough war aufgegeben, die Möbel waren verkauft und die Geschäfte abgewickelt. Die Annahme, daß aus dem Schiffbruche eine Summe gerettet werden würde, groß genug, um ihr eine Jahresrente von 150 Pfund abzuwerfen, hatte sich als richtig erwiesen; dieses Einkommen war ihr so lange sie lebte,

gesichert und sie konnte für den Fall ihres Todes über das Geld verfügen. Alle Ansprüche waren befriedigt, die so plötzlich aus ihren Stellungen geschleuderten Diener und Commis waren freigebig entschädigt worden und es gab Niemand, der dem Hause Castlemaine einen Vorwurf machen durfte.

Mary war noch keine Woche in Greylands Ruhe, so hatte sie bereits im Stillen ihren Plan entworfen, das Haus wieder zu verlassen. Mr. Castlemaine hätte sie gern für immer bei sich behalten, denn er liebte sie, war stolz auf sie und dachte die Welt besitze nicht ihres Gleichen. Anders war es mit Mrs. Castlemaine. Ihres Mannes Liebe und Verehrung für ihre Nichte war ihr ein Dorn im Auge, sie war in ihrem kleinlichen, neidischen Sinne förmlich eifersüchtig auf sie. Diese Eifersucht war übrigens nicht von neuerem Datum, sie hatte sie bereits gegen die in einer luxuriösen Umgebung lebende Banquierstochter empfunden, welche einen gesellschaftlichen Verkehr hatte, der ihr, Mrs. Castlemaine, versagt war. Außerdem hatte sie ein bestimmtes Gefühl davon, als würden ihre albernen Launen und Capricen von ihrem Manne zuweilen in einer für sie recht unvortheilhaften Weise mit Mary Ursula's Wesen verglichen, und sie hätte deshalb lieber einem unangenehmen Thier als diesem edlen, schönen und

guten Mädchen Gastfreundschaft auf Greylands Ruhe gewährt. Selbst in den ersten Tagen, welche Mary Ursula in ihrem Hause verlebte, konnte sie sich nicht so weit beherrschen, um dies nicht zuweilen durchblicken zu lassen und es kann sein, daß dies dazu beitrug, die Pläne der jungen Dame schneller zur Reife zu bringen; Flora war ebenfalls eine beständige Quelle des Aergers für ihre ganze Umgebung mit Ausnahme ihrer Mutter und Miß Castlemaine litt nicht weniger von ihr als alle Andern.

Seit ihrer Trennung von Mr. Blake-Gordon war in Mary Ursula ein Gedanke aufgestiegen und hatte immer festere Gestalt angenommen, der Gedanke, sich der Gemeinschaft der grauen Schwestern anzuschließen. Je mehr sie demselben nachhing, um desto größer ward in ihr die Ueberzeugung, daß dies gerade das Leben sei, welches für sie passe. Ganz im Gegensatze zu Mr. Castlemaine hatte sie stets eine hohe Verehrung für die Schwestern empfunden. Sie waren selbstverleugnend, führten ein nützliches Leben und hatten mit der Welt abgeschlossen; welche bessere Laufbahn konnte sie für sich, der nähere und süßere Pflichten und Bande versagt waren, noch wünschen und erwarten? Sie faßte den Entschluß, hatte aber noch nicht den Muth, ihn ihrem Onkel mitzutheilen.

Mr. Castlemaine stand eines Morgens am Fenster seines Arbeitszimmers und blickte hinaus auf die weiße Landschaft, denn die Felder waren wieder mit Schnee bedeckt. Das allzu früh eingekehrte milde Wetter hatte abermals dem Winter Platz gemacht. Der traurige abgespannte Ausdruck, der jetzt häufig auf dem Gesichte des Herrn von Greylands lag, jedoch nur selten, wenn er in Gesellschaft war, zum Vorschein kam, trat in diesem Augenblicke recht auffällig hervor. Mit ungeduldiger Hand schob er sein schwarzes Haar von der Stirn zurück, als wolle er damit zugleich einen ihm peinlichen Gedanken wegwischen und ein schwerer Seufzer entfuhr seinen Lippen. Er erstickte ihn mit einem Husten, denn in diesem Augenblicke klopfte Jemand an seine Thür; er hielt den Athem an, antwortete aber nicht. Das Klopfen wiederholte sich.

Mit gerunzelter Stirn ging er nach der Thür, um zu öffnen. Es war eine feststehende Regel im Hause, daß der Herr in seinem Zimmer nicht gestört werden durfte: Mary Ursula in ihrer dunklen Trauerkleidung stand vor ihm.

„Ich habe mir die Freiheit genommen, Dich hier aufzusuchen, Onkel James“, sagte sie, „denn ich möchte mit Dir allein sprechen! Hast Du einige Minuten für mich übrig?“

„So viel Du willst. Und wisse, meine Liebe, daß Du hier stets willkommen bist."

Er gab ihr einen Stuhl, verschloß sein Büreau und nahm ihr gegenüber Platz. Einen Augenblick schwieg sie und begann dann zögernd:

„Onkel James, ich habe meine Pläne gemacht."

„Pläne?" wiederholte er.

„Und komme, Dir dieselben mitzutheilen, ehe ich mit irgend Jemand darüber spreche."

„Nun?" fragte Mr. Castlemaine, neugierig was kommen werde.

„Ich möchte — ich muß eine Thätigkeit im Leben haben."

„Nun?"

„Und ich habe mich entschlossen, in welcher Weise ich mir dieselbe verschaffen will. Ich werde mich der Schwesterschaft anschließen."

„Wem anschließen?"

„Den Schwestern im grauen Frauenkloster, Onkel."

Mr. Castlemaine strich sein Haar in zornigem Staunen zurück. „Den Schwestern im grauen Frauenkloster", rief er unwillig, „den grauen Weibern, die ein so müßiges, schwatzhaftes, zwischenträgerisches Leben führen, daß mir

die Galle steigt, wenn ich nur daran denke! Das darfst Du niemals thun, Mary Ursula!"

„Du scheinst sie falsch zu beurtheilen, Onkel", sagte sie, „und ihnen in Deinem Herzen großes Unrecht zu thun. Es sind edle Frauen und sie führen ein edles Leben —"

„Ein erbärmliches, obscures Leben", unterbrach er sie.

„Es ist obscur, aber es ist nützlich und selbstverleugnend, es muß deshalb edel sein. Was würde aus Greylands ohne ihre Hülfe werden."

„Es würde sich ohne dieselbe viel besser befinden."

„Sie unterstützen die Armen, sie pflegen die Kranken, sie unterrichten die Kinder und sind bemüht, die Fischer zu Gott zu führen. Wer würde das thun, wenn sie nicht hier wären, Onkel? Wisse, ich habe in der letzten Zeit soviel an sie gedacht, daß ich mich sehne, zu ihnen zu gehören."

„Das ist absolute Thorheit!" rief Mr. Castlemaine, der noch nie einen solchen Unwillen gegen seine Nichte empfunden hatte, wie in diesem Augenblick. „Wenn Du Dich dieser Schwesterschaft anschließest, vernichtest Du alle Deine Aussichten für die Zukunft."

„Ich habe keine Aussichten mehr, die ich vernichten

könnte", erwiderte Mary Ursula. „Das weißt Du, Onkel James."

„Keine Aussichten! Unsinn! Weil jener ehrlose Schurke, William Blake-Gordon, Dich aufgegeben und sich zum Gespött der Leute gemacht hat, willst Du der Welt entsagen? Es werden nicht viele Monate vergehen und mehr als ein Mann, der besser ist als er, wird Dein begehren."

„Ich werde niemals heirathen", war ihre feste Antwort. „Niemals, niemals. Ich mag mich der Schwesterschaft anschließen oder nicht, der Welt entsagen oder bis zu meinem Ende an ihren Freuden und Genüssen theilnehmen, heirathen werde ich nimmer. Du siehst also, Onkel James, ich muß mir eine Zukunft und einen Lebenszweck schaffen."

„Lassen wir das auf sich beruhen. Vorläufig ist Deine Heimath in meinem Hause, Mary Ursula; ich kann Dich nicht missen. Ich wünsche, Du entschließest Dich, für immer bei mir zu bleiben, es sei denn, daß andere nähere Bande Dich fesseln."

„Du bist sehr gut, Onkel James, bist stets sehr gut gegen mich gewesen. Aber ich muß unabhängig sein", fügte sie mit einem Lächeln und leichten Erröthen hinzu. „Vergieb diese scheinbare Undankbarkeit, lieber Onkel."

„Eine schöne Unabhängigkeit hättest Du, wenn Du Dich jenen nach Ordensregeln lebenden Frauen anschlössest.“

„In einer Hinsicht würde ich vollständig unabhängig sein, Onkel. Meine Rente wird ihnen sehr willkommen sein, denn sie sind sehr arm, wie Du weißt. Und ich werde dann doch ganz in der Nähe von Greylands Ruhe wohnen und im Stande sein, Dich oft zu besuchen.“

„Mary Ursula, ich will davon nichts weiter hören!“ rief er heftig. „Mit meiner Einwilligung geschieht es nie.“

Sie stand auf und legte ihre Hände bittend auf die seinigen. „Vergieb mir, Onkel, aber mein Entschluß ist gefaßt. Ich habe mich nicht hastig und ohne reifliche Erwägung entschieden. Tag und Nacht habe ich darüber nachgedacht — ich habe darum gebetet, Onkel — und sehe klar, daß es für mich das Beste ist. Ich möchte meine Tage am liebsten hier verbringen, weil ich in Deiner Nähe bin.“

„Ich will Dich mir noch näher haben; in meinem Hause und nicht im Kloster.“

„Es ist kein Kloster, Onkel, wie Du recht gut weißt, wenn auch das Gebäude noch den Namen trägt. Wenn ich auch meinen Wohnsitz dort nehme, lege ich doch kein

Gelübde ab. Ich entsage der Welt nicht. Sollte irgend eine Nothwendigkeit für mich eintreten — was ich indeß nicht glaube — meinen Platz in der Gesellschaft wieder einzunehmen, so habe ich volle Freiheit, mein graues Gewand abzulegen und das Kloster zu verlassen.“

„Was denkst Du wohl, was Dein Vater dazu gesagt haben würde, Mary Ursula?“

„Lebte mein Vater noch, Onkel James, so würde sich diese Frage nie erhoben haben; mein Platz wäre alsdann bei ihm gewesen. Ich denke jedoch, er würde, wenn er mich unter diesen gänzlich veränderten Verhältnissen sehen könnte, zu mir sagen: Gehe.“

Sie war nicht umzustimmen, das sah James Castlemaine ein und als sie das Zimmer verließ, wußte er, sie werde ihr Vorhaben ausführen, falls nicht ganz besondere äußere Hindernisse einträten.

„Das kommt davon, wenn man gescheut genug ist, seine eigene Meinung haben zu können“, murmelte Mr. Castlemaine.

Er wandte sich wieder dem Fenster zu und blickte hinaus — blickte hinaus, aber sah nichts. Das gegenüberliegende Brüderkloster hob sich dunkel und schaurig von der weißen Landschaft ab, die blaue See glänzte im winterlichen Sonnenschein. Mr. Castlemaine hatte ganz

andere Beweggründe, als die Welt kannte, welche ihn wünschen ließen, seine Nichte vom Eintritt in das graue Kloster abzuhalten, er sah jedoch nicht, was sich dagegen thun ließ.

„Je früher ich es thue, desto besser ist es“, sagte sie, indem sie von ihrem Stuhl aufstand und die Crepefalten ihres schwarzen Seidenkleides schüttelte. „Ich wüßte auch nicht, auf was ich warten sollte, nachdem ich es meinem Onkel eröffnet.“

Sie ging an einem Spiegel vorüber, der ihr ihr Bild zurückwarf und blieb stehen, um die Veränderungen zu beobachten, welche der Kummer in ihrem Gesichte angerichtet. Andere bemerkten sie vielleicht nicht, für sie waren dieselben aber nur zu sichtbar. Sie war magerer geworden, ihre Wangen hatten eine schwächere Röthe, ihre Gestalt hatte an Stattlichkeit verloren. Ach, es war nicht das eigene Leid, welches die meisten Verwüstungen bei Mary Castlemaine angerichtet, es war der plötzliche Tod ihres Vaters und das auf demselben lastende beängstigende Dunkel.

„Wenn ich nur wüßte, daß es Gottes Wille war, daß er sterben sollte?“ flüsterte sie, flehend die Hände erhebend. „Und dann diese andere furchtbare Sorge —

dieses andere Dunkel — das über das Schicksal des armen Anthony herrscht!“

Sie ging die Treppe hinunter, öffnete die Thür des rothen Zimmers und kam zu einem stürmischen Auftritt. Miß Flora war einmal wieder in einer ganz unerträglichen Laune und wollte mit dem Fuße nach Ethel schlagen, die sie auf Armeslänge von sich entfernt hielt. Ihr schönes Gesicht glühte, ihr schönes Haar hing ihr wild um den Kopf — und Flora's Gesicht und Haar war wirklich schön.

„Flora“, sagte Miß Castlemaine näher tretend, „Flora, schäme Dich! Hätte ich Dich nicht selbst in dieser Wuth gesehen, ich hätte es Niemand geglaubt.“

„Ich will sie aber mit dem Fuße schlagen! Sie ist daran Schuld, daß ich nicht mit Mama nach Stillborough fahren durfte.“

„Mama wollte Dich nicht mitnehmen“, entgegnete Ethel, „sie sagte, sie hätte einige Besorgungen, bei denen sie Dich nicht gebrauchen könne.“

„Sie hätte mich mitgenommen, das weißt Du recht gut, wenn Du abscheuliche Klatsche ihr nicht gesagt hättest, daß ich mein französisches Exercitium nicht gemacht habe.“

„Sie fragte mich, ob Du damit fertig wärest, und ich sagte nein.“

„Du hättest aber ja sagen sollen, Du böses, schwatzhaftes, unausstehliches Dromedar.“

„Schweige, Flora!“ rief jetzt Miß Castlemaine. „Bist Du nicht augenblicklich still, so hole ich Deinen Papa. Wie kannst Du Dich so vergessen!“

„Was willst Du denn, Mary Ursula! Du hast mir doch nichts zu befehlen. Dies Haus gehört nicht Dir; Du wirst darin nur geduldet.“

„Sehr wahr“, antwortete Miß Castlemaine ruhig, „und ich werde mich nicht mehr lange darin aufhalten, Flora; ich verlasse es bald.“

„Ich bin sehr froh darüber“, entgegnete das ungezogene Kind, „und Mama wird es gewiß auch sein. Sie sagt, es sei eine wahre Schande, daß Du das beste Zimmer einnimmst.“

„O Flora!“ mischte sich Ethel ein.

„Und sie sagt —“

Die ferneren Enthüllungen, welche die junge Dame über die Gesinnungen ihrer Mutter noch zu machen gedachte, wurden kurz abgeschnitten. Harry Castlemaine war eingetreten, hatte ihre letzten Worte gehört und sie ganz ruhig aus dem Zimmer geworfen. Draußen regalirte

er sie mit einer Tracht Prügel, die sie von ihm zwar selten erhielt, aber sehr fürchtete und heulend lief sie davon.

„Sie wird in Grund und Boden verdorben“, sagte Harry, „Mrs. Castlemaine straft sie nie und leidet auch nicht, daß sie bestraft werde. Ich wünschte, mein Vater nähme sie ernstlich in seine Hand.“

Nachdem der Friede wieder hergestellt, machte sie Mary Ursula mit dem bekannt, was sie soeben Mr. Castlemaine angezeigt, daß sie Willens sei, eine graue Schwester zu werden. Harry lachte, er glaubte keine Silbe davon; Ethel, die klarer sah, brach in Thränen aus.

„Verlaß uns nicht“, flüsterte sie, Mary Ursula in ihrem schmerzlichen Erstaunen umschlingend. „Du siehst, welch' ein Leben ich hier führe, ich bin ohne Liebe, ohne Sympathie! Ich habe nur meine Bücher, meine Musik, meine Zeichnungen und die See, ohne diese müßte mein Herz erstarren! O, Mary, seit Du hier bist, ist es so anders, ich habe Dich zum Lieben gehabt!“

Mary Ursula schlang ihren Arm um Ethel. Sie fühlte selbst so sehr das Bedürfniß nach Liebe und hatte es wohlthuend empfunden, daß dieses junge zärtliche Herz sich dem ihrigen so innig anschloß.

„Du bist dasjenige, was hier zu verlassen mir am

schwersten fällt, Ethel, aber wir können uns ja sehr häufig sehen. Du kannst mich im Kloster so oft Du willst besuchen und ich werde auch dann und wann herkommen."

„Paß auf, Mary Ursula", sagte Harry, der plötzlich ernst geworden war. „Ehe ich Dich in das Kloster gehen lasse, zünde ich das alte Nest an allen vier Ecken an und verbrenne es!"

„Das wirst Du nicht thun, Harry."

„Ja, das werde ich. Das wacklige alte Gebäude wäre kein großer Verlust für den Ort und die Ruinen würden malerisch sein."

Er sprach so, um seine wahre Meinung zu verbergen. Der Plan war ihm ebenso unangenehm wie seinem Vater. „Du kannst das nicht im Ernste meinen, Mary Ursula." Der Ausdruck ihres Gesichtes belehrte ihn, daß es ihr voller Ernst sei.

„Ich werde Dich von Allen am meisten vermissen!" schluchzte Ethel. „Läßt sich denn gar nichts dagegen thun?"

„Nichts", entgegnete Mary Ursula lächelnd. „Unsere Lebenswege werden wahrscheinlich sehr verschieden sein, liebe Ethel. Du wirst heirathen und gesellschaftliche Bande werden Dich umschlingen und fesseln. Ich —" sie brach plötzlich ab.

„Ich selbst beabsichtige Ethel zu heirathen", sagte Harry, indem er eine große brennende Kohle mit dem Schüreisen zerschlug.

„Sei still, Harry", sagte Ethel mit einem Tone, durch den ein leiser Unwille klang.

„Warum, Du weißt ja, daß es wahr ist", erwiderte er, ohne sie anzusehen.

„Wahr! Wir sind ja wie Bruder und Schwester!"

Miß Castlemaine blickte von Einem zum Andern. Sie wußte nicht, was sie daraus machen sollte. Daß Harry Ethel gern hatte und ihr alle möglichen Aufmerksamkeiten erwies, wollte nichts sagen, denn er benahm sich ganz ebenso gegen alle übrigen jungen Damen.

„Erst vorige Woche habe ich sie gebeten, den Tag zu bestimmen", sagte Harry.

„Und ich antwortete Dir, Du möchtest Deinen Unsinn anderwärts zu Markte bringen", antwortete Ethel, die nun wirklich ärgerlich schien.

„Wenn Du mich nicht nimmst, Ethel, so treibst Du mich zur Verzweiflung; ich könnte hingehen und aus Aerger eine von den grauen Schwestern heirathen. Was meinst Du zu Schwester Anna? Sie ist ein entzückendes Bild, ganz geeignet, das Herz eines jungen Mannes im Sturm einzunehmen."

Mary Ursula sah ihn scharf an. Alles, was er sagte, klang ihr so gemacht. Es kam ihr vor, als liege ihm daran, den Anschein zu verbreiten, als möchte er Ethel gern haben, während dies in Wahrheit nicht der Fall war.

„Harry!“ rief sie, einer plötzlichen Eingebung folgend, „Du hast hoffentlich keine Liebe zu einem Mädchen, das nicht für Dich paßt.“

Harry wurde blutroth. „Wohl habe ich die“, versetzte er; „ich sage es Dir ja, Schwester Anna.“

„Du bist wirklich recht kindisch“, sagte Miß Castlemaine langsam. „Du sprichst zu jungen Mädchen Dinge, von denen Dein Herz nichts weiß. Sieh Dich vor, daß Du nicht eines schönen Tages zu weit gehest und Dich, ohne daß Du es Dich versiehst, in einem Netze findest!“

Harry Castlemaine wandte sein sonniges Antlitz seiner Cousine zu. „Ich spreche ernsthaft nur zu einer Person, Mary Ursula, und die ist Ethel.“

Er verließ das Zimmer, indem er noch etwas von Commodore Teague sprach. Mary wandte sich zu Ethel.

„Liebe Ethel — willst Du mir Vertrauen schenken — ist etwas zwischen Dir und Harry?“

„Nichts, Mary“, war die mit dem sanften Erröthen

mädchenhafter Verschämtheit ertheilte Antwort. „Schon im vorigen Jahre neckte er mich oft damit und ärgerte mich dadurch, in letzter Zeit ist es aber besser gewesen. Welch' ein Gedanke, uns zu heirathen, die wir wie Bruder und Schwester aufgewachsen sind. Es würde sich kaum schicken. Ich habe Harry sehr gern, liebe ihn wie einen Bruder, aber ehe ich ihn heirathe, sterbe ich lieber als alte Jungfer. — Was ist das? Der Wagen kommt ja zurück! Mama muß irgend etwas vergessen haben."

Mrs. Castlemaine stieg aus dem Wagen und sie hörten sie mit Flora reden; mit zornigen Blicken kam sie dann ins Zimmer.

„Wo ist Harry?" fragte sie in jenem scharfen, unfreundlichen Ton, den sie anzunehmen pflegte, sobald ihr etwas nicht recht war. „Ich hörte, er sei hier."

„Er war bis vor etwa zwei Minuten hier, Mama", sagte Ethel, „ich glaube, er ist zu Commodore Teague gegangen."

„Er ist wie ein Aal", war die verdrießliche Entgegnung, „man weiß nie, ob man ihn hat. Ich begreife nicht, was sie an dem alten gemeinen, schwatzhaften Teague haben, daß sie so große Stücke auf ihn halten und so oft zu ihm gehen."

„Vielleicht gefällt ihnen gerade seine Schwatzhaftigkeit“, bemerkte Ethel.

„Ich will aber Harry sprechen; er hat Flora geschlagen.“

„Ich glaube nicht, daß er sie geschlagen hat, Mama.“

„O, Du große Lügnerin“, rief Flora, den Kopf zur Thür hereinsteckend, „er schüttelte mich ja, daß mir alle Knochen wehe thaten.“

Mrs. Castlemaine schlug die Thüre zu und nach wenigen Augenblicken sahen sie Flora schönstens geputzt in den Wagen steigen und mit ihrer Mama davonfahren.

„Bei dieser unvernünftigen Erziehung hat das arme Kind kaum die Möglichkeit besser zu werden“, sagte Mary Ursula. „Ethel hast Du Lust, einen Spaziergang zu machen?“

„Ja, mit Dir.“

Sie kleideten sich an und gingen leicht über den knirschenden Schnee unter dem klaren, blauen Himmel dahinschreitend nach dem Dorfe. Miß Castlemaine's Ziel war das Frauenkloster, Ethel aber, welche betheuerte, sie werde keinen Schritt thun, der in irgend einer Weise Mary's Plan beförderte, verließ sie und wandte sich nach den Klippen.

Mary Ursula schritt durch die äußere Pforte und klingelte; Schwester Phöbe öffnete und ließ sie ein. Ein schmaler Gang führte sie nach der Halle. Zu linker Hand lag ein kleines, einfach aber behaglich eingerichtetes Gemach, welches das Empfangszimmer hieß, in welchem sich aber die grauen Damen gewöhnlich aufhielten. Sie besaßen kein anderes ausreichend möblirtes Zimmer, das ihnen hätte als Versammlungsort dienen können. Miß Castlemaine ward in das Empfangszimmer geführt, wo sich zwei der grauen Damen befanden. Schwester Margaret schrieb und Schwester Betsey zupfte Charpie.

Ein Gerücht, daß Miß Castlemaine in die Schwesterschaft zu treten beabsichtige, war bereits bis zum Kloster gedrungen und hatte die Schwestern mit großer Freude erfüllt, sie wußten daher gar nicht, wie sie sie hoch genug ehren sollten. Eine Castlemaine zu den Ihrigen zu zählen und noch dazu eine so hoch geachtete, so vornehme und gute, wie die Tochter des Banquiers, war eine Ehre, an die sie kaum zu glauben wagten. Das kleine Vermögen, das sie ihnen zubrachte, war für sie ein großer Reichthum, ihre Gesellschaft aber ein ebenso großer Gewinn. Durch ihren Eintritt vermehrte sich die Zahl der Schwestern auf dreizehn, aber auch dagegen war nichts einzuwenden. Schwester Margaret legte ihre Feder, Schwester

Betsey ihr Leinen nieder, als der Besuch eintrat. Sie gaben ihr den einzigen am Feuer stehenden Armstuhl — Schwester Mildred's Platz — Mary setzte sich und schlug ihren schwarzen Schleier zurück. Ruhig, friedlich gut sahen diese Damen aus in ihren einfachen grauen Kleidern, das Haar glatt unter die Mütze von weißem Mousseline gestrichen, und Mary Ursula empfand einen Vorgeschmack des Friedens in dem Gedanken an die Zeit, wo sie selbst diesen Anzug tragen, dieses stille Leben führen werde. Auf die Nachricht, daß sie da sei, kamen die höheren Schwestern, mit Ausnahme von Schwester Mildred alle herbei: Margaret, Charlotte, Betsey, Grizzel und Mona. Sie beeilten sich, Miß Castlemaine mit einer Hoffnung, die sie hegten, oder besser mit einem Plan, den sie entworfen, bekannt zu machen: sie sollte, wenn sie in die Schwesterschaft träte, ihr Oberhaupt werden. Schwester Mildred hatte lange gewünscht, die ihr durch ihre lange Krankheit immer beschwerlicher werdende Last dieses Amtes auf jüngere Schultern zu legen und würde dies längst gethan haben, wenn sich Schwester Margaret, die sie zu ihrer Nachfolgerin ausersehen, nicht dessen geweigert hätte. Miß Castlemaine war betroffen, der Vorschlag überraschte sie.

„Ich besorge alle Schreibereien und führe die Rechnungen, zu weiter tauge ich aber nichts", sagte Schwester

Margaret in vertraulichem Ton zu Miß Castlemaine. „Ich wäre unglücklich, wenn ich an Schwester Mildred's Stelle treten und Alles anordnen sollte. Wenn sie zu mir kämen und mich fragten, ob das Mittagsessen heute aus frischen Häringen oder aus Schweinfleisch und Bohnen-Pudding bestehen soll, ich wüßte nicht, was ich sagen sollte."

„Schwester Mildred kann aber ihre Gesundheit wieder erlangen", bemerkte Miß Castlemaine.

„Aber niemals ihr Gehör", entgegnete Schwester Grizzel, eine kleine, lebhafte, gesprächige Frau mit sehr frischen Farben, „und das spricht sehr gegen sie als Oberin. Sie ist es wirkich nur noch dem Namen nach."

„Und sie wünscht selbst lebhaft, das Amt niederzulegen", sagte Schwester Charlotte. „O, Miß Castlemaine, wenn Sie es übernehmen wollten! Sie würden uns sehr glücklich machen."

Mary Ursula erklärte, sie müsse Zeit zum Ueberlegen haben. Die Schwestern baten sie, zu Schwester Mildred hinaufzugehen, die sich gekränkt fühlen würde, wenn sie nicht zu ihr käme. Die Damen Charlotte und Mona führten sie die Treppe hinauf nach einem langen Corridor, der zu beiden Seiten Thüren hatte — die früheren Nonnenzellen. Das Zimmer der Oberin — ein

hübsches kleines Zimmer, dessen Fenster auf die See ging — lag am äußersten Ende des Ganges. Schwester Mildred war angekleidet und saß am Kamin, das in der Ecke stehende Bett war mit einer weißen Decke bedeckt. Sie war eine kleine, etwas verwachsene Frau mit einem hübschen sanften Gesicht, die über die Fünfzig hinaus, aber trotzdem noch leicht, beweglich und sehr gesprächig war. Sie fing von selbst an von dem Plane zu sprechen, ihr Amt an Miß Castlemaine abzutreten und bat diese dringend, es zu übernehmen.

„Es ist für mich eine schwere Last geworden, liebes Kind“, sagte sie. „Statt hier ruhig liegen zu können und an nichts denken zu brauchen — ich kann nämlich manchen Tag das Bett gar nicht verlassen — muß ich beständig Rede und Antwort geben. Schwester Margaret will meine Stelle nicht übernehmen, sie sagt, sie tauge nur zum Schreiben und Buchführen. Schwester Charlotte ist immer bei den Kindern in der Schule, sie unterrichtet gern — und so geht es fort. Alle Schwierigkeiten wären gehoben, wenn Sie das Amt übernähmen, auch könnten wir wirklich keine Dame, welche den hochgeehrten Namen Castlemaine trägt, unter uns haben, ohne sie an unsere Spitze zu stellen.“

„Sie können aber besser werden, Ihre Gesundheit wieder erlangen“, sagte Mary Ursula.

„Das werde ich, so es Gott gefällt“, versetzte Schwester Mildred heiter, nachdem ihr die Bemerkung verständlich gemacht worden war. „Ich bin aber deshalb dem Amte doch nicht mehr gewachsen. Meine Taubheit hat einen so hohen Grad erreicht, daß sie mich untauglich dafür macht. Die Schwestern werden Ihnen das auch sagen. Sie können sich nicht denken, welche Mißverständnisse daraus entstehen; ich höre immer gerade das Gegentheil von dem, was mir gesagt wird; und treffe danach meine Anordnungen. Schwester Margaret hat schon Briefe geschrieben, die ganz falsch waren, weil ich nicht verstand, was sie mir gesagt hatte, und es kostet dann viele Mühe, die Sache wieder in Ordnung zu bringen, es ist unangenehm für sie und für mich.“

„Für uns Alle“, schaltete Schwester Charlotte ein.

„Stellen Sie sich nur vor, was Alles geschieht, liebe Miß Castlemaine“, fuhr die Oberin fort, die gar zu gern ein Schwätzchen machte. „Neulich kommt Schwester Anna in großer Eile herauf, sagt Pastor Marston wäre da und läuft wieder fort. Ich wundere mich, wo der Pastor herkommt, denn wir bekommen ihn das ganze Jahr nicht im Kloster zu sehen, freue mich aber, daß er endlich einmal

an uns denkt und fühle mich verpflichtet, hinunterzugehen und ihm zu danken. Ich stehe also aus dem Bette auf, ziehe mein bestes Kleid an, setze meine neue Mütze auf und gehe hinunter. Wer meinen Sie aber, wer da war, liebes Kind? Nicht Pastor Marston, sondern ein schönes Milchschwein."

Mary konnte ein Lachen nicht unterdrücken.

„Ein schönes Milchschwein, von dem wir zwei Tage aßen und das uns der gute, dankbare Mann, der Pächter Watson zum Geschenk gemacht hatte, weil Schwester Mona seinen kleinen Knaben während eines Fiebers gepflegt hatte. Ich hatte den Namen falsch verstanden und hatte mich um nichts und wieder nichts angekleidet. So geht es mit mir und je eher Jemand, der hören kann, an meine Stelle tritt, desto besser ist es."

„Ich habe gedacht, Sie sollten Ihr Zimmer gegen ein anderes vertauschen, Schwester Mildred", schrie Schwester Margaret. „Das Ihrige ist zu sehr der Seebrise ausgesetzt."

„Käse?" erwiderte die Taube. „Brod und Käse? Gewiß, wenn Miß Castlemaine etwas essen will, lassen Sie es ihr auftragen."

„Nein, nein," entgegnete Schwester Margaret über das Mißverständniß lachend und ihr ins Ohr sprechend,

„ich schlug Ihnen nur vor, dieses Zimmer gegen ein wärmeres zu vertauschen.“

„Weiter nichts! Was wollten Sie denn von Käse? Nein, nein, ich wechsele mein Zimmer nicht, mir gefällt es. Was sagt Miß Castlemaine?“

Mary stand am Fenster. Die große, weite See lag unten und ringsum. Sie konnte nichts weiter sehen. Ein Ostindienfahrer segelte in der Ferne majestätisch vorüber, auf den Segeln der Fischerboote, welche die ihr zunächst gelegene Oberfläche des Meeres bedeckten, hatte sich gefrorener Schnee gesammelt, der im Sonnenschein wie Diamanten glänzte. Sie überlegte.

„Es lohnte sich schon hier zu leben, bloß um diese wunderbare Aussicht beständig zu genießen, wenn man auch sonst keine Veranlassung dazu hätte“, sagte sie in ihrem Enthusiasmus zu sich selbst. „Ich glaube auch, ich kann ihren Wunsch erfüllen und das Amt der Oberin übernehmen; ich fühle mich dazu geeignet und werde es gern thun.“

Als sie Schwester Mildred's Zimmer verließ, hatte diese ihr Versprechen, daß sie ihre Nachfolgerin werden wolle.

Inzwischen hatte Ethel ein unangenehmes Abenteuer erlebt. Sie hatte ihre Besuche bei den Fischerfrauen auf

den Klippen beendet, und da sie Mary Ursula noch immer nicht wieder aus dem Frauenkloster kommen sah, stieg ihr der Gedanke auf, sie wolle bei Mrs. Bent eintreten und sie dort erwarten. Sie kam in einem sehr ungünstigen Augenblick; Mr. und Mrs. Bent waren in Streit miteinander.

Es war an diesem Morgen ein an Anthony Castlemaine adressirter Brief im Delphin abgegeben worden; bereits der dritte Brief, der seit seinem Verschwinden für ihn angekommen war. Die beiden ersten hatten den Poststempel Gap getragen, dieser war von London aus gestempelt, aber alle drei waren von derselben Hand adressirt. Mrs. Bent hatte in ihren Mann gedrungen, die beiden ersten Briefe dem Herrn von Greylands zu überbringen und wiederholte dieses Verlangen in Betreff des dritten, John Bent aber, so sehr er auch in vielen Dingen nach der Pfeife seiner Frau tanzte, hatte sich entschieden geweigert, ihr zu gehorchen. Er werde, sagte er, die Briefe so lange in sichern Gewahrsam behalten, bis der Schreiber oder sonst ein naher Verwandter von Mr. Anthony herüber käme und sie ihm abfordere. Mrs. Bent vermochte nicht, ihn von seinem Entschlusse abzubringen, sie bemerkte überhaupt, daß John seit jener verhängnißvollen Nacht sehr verändert war. Er erschien viel stiller

als früher, kümmerte sich weniger um sie und bestand mehr auf seinem eigenen Willen, eine Veränderung, die Mrs. Bent selbstverständlich nichts weniger als angenehm war.

Sie waren in dem Zimmer, das auf die See ging. Die Thür stand wie gewöhnlich offen, der Platz am Kamin war aber durch einen Schirm vor dem Zugwind geschützt. John saß in seinem geschnitzten Armstuhl, Mrs. Bent stand am Tisch, der von seinem gewöhnlichen Platz am Fenster in die Nähe des Feuers gerückt war, und legte Wäsche.

„Ich sage Dir, John Bent, Du kannst einen Prozeß an den Hals bekommen“, sagte sie, die Wäsche so heftig einsprengend, daß ihm einige Tropfen ins Gesicht spritzten. „Anderer Leute Briefe behalten!“

„Dorothy, Frau, die Briefe sind hierher nach meinem Hause adressirt und ich werde sie behalten, bis eine geeignete Person zu deren Empfangnahme erscheint“, antwortete John, sich das Gesicht abwischend, in erregtem Tone.

„Die geeignete Person ist Mr. Castlemaine. Nimm Deinen Ellbogen fort, Du stößt mir noch die Schüssel um. Er ist der Onkel des jungen Mannes!“

„Frau, nimm doch endlich Vernunft an. Du hast mir das schon so oft gesagt, und ein für alle Mal, ich thue es nicht. Mr. Castlemaine ist auf der ganzen Welt der letzte Mensch, dem ich die Briefe gebe. Was würde er damit thun? sie ins Feuer werfen, wenn Mr. Castlemaine, wie ich fest und heilig glaube, seinen Neffen im Brüderkloster ermordet hat."

„Still!" rief Mrs. Bent; sie hatte draußen ein Geräusch vernommen und ward vor Schreck ganz blaß; „still, Mann!"

Mehr erschrocken als ärgerlich in diesem Augenblicke, sah sie hinter den Schirm und stand Ethel Reene gegenüber.

„Gott sei uns gnädig!" rief sie, durch das bleiche Gesicht der jungen Dame sofort belehrt, daß diese das Gespräch gehört habe. Ohne recht zu wissen, was sie that, zog sie das entsetzte Mädchen in die Küche vor John.

„Jetzt ist es um Dich geschehen!" schrie sie; „jetzt thust Du schon am besten, Du packst auf und machst Dich aus dem Staube, denn wenn Miß Ethel dem Herrn von Greylands erzählt, was Du gesagt hast, läßt er Dich einstecken."

„Das wird er bleiben lassen", antwortete John, dem das Unheil, das er angerichtet hatte, sehr leid that, der

aber doch entschlossen war, seine Worte aufrecht zu halten, um so mehr, als er glaubte, der Verdacht sei auch der jungen Dame bereits zu Ohren gekommen.

„Sie können das nicht von Papa denken", sagte Ethel in einen Stuhl sinkend.

„Es ist eine sehr geheimnißvolle Geschichte, das müssen Sie doch wissen, Miß Ethel", sagte der Wirth, der aufgestanden war, „und ich bin der Meinung, der Herr von Greylands könnte sie aufklären, wenn er nur wollte."

„Aber — aber, Mr. Bent, was Sie sagten, ist furchtbar!"

„Es thut mir von Herzen leid, daß Sie es zufällig hören mußten, Miß Ethel. Du brauchst mir nicht so zu winken, Frau. Die Worte sind gesagt und ich kann sie nicht ungesprochen machen."

„Aber — aber — glauben — Sie es denn?" keuchte Ethel.

„Ja, er glaubt es", platzte Mrs. Bent heraus, in ihrem Zorn gegen ihren Mann alle Vorsicht aus den Augen setzend. „Wenn er sich nicht nächster Tage noch durch seine Zunge in einen sehr bösen Handel bringt, so heißt er nicht John Bent. — Da kommt nun auch noch Miß Castlemaine von Stillborough über die Straße."

Ethel war nicht weniger von Schmerz und Schrecken übermannt wie Mr. Bent vom Zorn; sie stürzte aus dem Hause und brach in ein hysterisches Schluchzen aus. Höchst verwundert und voll Theilnahme legte Mary Ursula Ethels Arm in den ihrigen und ging mit ihr nach der kleinen einsamen Bank, die am Strande stand. Sie stammelte einige unzusammenhängende, kaum verständliche Worte.

„Sei ruhig, Ethel, ich verstehe Dich. John Bent hat eine furchtbare Anklage gegen Onkel James erhoben."

Ethel drängte sich an sie und gestand, daß dem so sei. „Es hat mich so furchtbar erschreckt, obschon ich es nicht glaube", sagte sie.

„Ich glaube es ebenso wenig", erwiderte Miß Castlemaine ruhig. „Ich habe von dem Verdachte, der in Greylands ausgesprochen wird, bereits früher gehört und bedaure, daß Du nun auch dadurch beunruhigt wirst. Ich bin vollständig überzeugt, daß mein Onkel einer solcher That nicht fähig ist und daß es eine grausame Beleidigung ist, ihm dergleichen zur Last zu legen, deshalb kann ich aber auch mit Gelassenheit die Aufklärung erwarten, welche die Zeit bringen wird und muß."

„Wie schlecht das aber von John Bent ist!" rief Ethel.

„Liebe Ethel, ich habe kürzlich eine solche Schule des Leidens durchgemacht, daß ich dadurch wohl etwas milder geworden bin und besonders glaube ich das große Gebot richtig gelernt zu haben: Richtet nicht!" sagte Mary Ursula traurig. „Ich tadle John Bent nicht. Ich achte ihn. Ich kann mir nicht verhehlen, daß die Vorgänge jener Februarnacht, die für mich ebenso verhängnißvoll war wie für den armen Anthony, in ein tiefes, geheimnißvolles Dunkel gehüllt sind, und ich spreche dabei nicht blos von dem Verschwinden. Es liegt Wahrheit in dem, was John Bent sagt, daß Mr. Castlemaine nicht offen in der Sache ist und mehr darüber sagen könnte, wenn er wollte. Es ist so. Vielleicht will er nicht sprechen, weil dadurch ein Anderer compromittirt würde. Nicht er, Ethel, er durchaus nicht, das fürchte ich nicht."

„Du weißt, was sie hier noch zu behaupten thöricht genug sind", hauchte Ethel. „Der Geist des grauen Mönches, aufgebracht, daß man sein Reich betreten —"

„O still!" rief Miß Castlemaine vorwurfsvoll.

Zweites Capitel.

Madame Guise.

Es war am Nachmittage desselben Tages. Die durch den Schnee verspätete Postkutsche ließ sich endlich hören. Ihre vier wohlgepflegten Pferde hielten vor dem Delphin still und setzten daselbst Mr. Nettleby ab, der in Geschäften einige Meilen in's Land hineingewesen war und sich zur Rückkehr der Kutsche bedient hatte. John Bent und seine Frau kamen an die Thür gelaufen. Der Conducteur stieg ab und war, wahrscheinlich in der Hoffnung auf ein Trinkgeld, dem Oberaufseher behülflich, von seinem Sitze auf dem Kutschendache herabzusteigen. In diesem Augenblicke hörte er sich aber von der im Innern sitzenden Dame angerufen, welche den Gasthof und sein Schild aufmerksam betrachtet hatte.

„Wo sind wir hier, Conducteur?"

„In Greylands, Madame."

„Dies scheint ein gutes Hotel zu sein."

„Es ist ein anständiges, gut eingerichtetes Gasthaus, Madame.“

„Ich will hier absteigen. Bitte, besorgen Sie mein Gepäck.“

Der Conducteur war erstaunt; er glaubte, die Dame befinde sich im Irrthum.

„Wir sind noch nicht in Stillborough, Madame. Sie sind nach Stillborough eingeschrieben.“

„Ich werde aber nicht nach Stillborough fahren, sondern hier bleiben. Sehen Sie mein armes Kind an,“ — sie deutete auf das glühende Gesicht ihres im Halbschlummer auf ihren Knieen liegenden kleinen Mädchens. „Ich fürchte, es ist bei ihr das Fieber im Anzuge und sie ist so sehr ermüdet. Dieser Ort muß gesund sein, er liegt, wie ich sehe, am Meere, und ich habe beschlossen, ihr hier für einige Tage Ruhe zu gönnen.“

Der Wirth und die Wirthin hatten das Gespräch, welches am offenen Wagenfenster geführt ward, mit angehört. Sie traten näher und der Conducteur machte den Schlag auf.

„Wollen Sie meine Kleine nehmen?“ sagte die Dame zu Mrs. Bent. „Ich fürchte, sie wird krank und ich wage nicht mit ihr weiter zu fahren. Kann ich hier ein gutes Logis bekommen?“

„Die besten Zimmer, die wir haben, stehen Ihnen zu Diensten, Madame, und Sie werden Sie vortrefflich finden, obgleich es nicht hübsch ist, daß ich das selbst sage", erwiderte Mrs. Bent, indem sie das Kind auf den Arm nahm.

„Marie fatiguée", rief mit klagender Stimme das kleine ungefähr drei Jahre alte Mädchen. „Marie ne peut pas marcher."

Die Dame beruhigte sie ebenfalls in französischer Sprache und stieg aus. Sie war eine schlanke, vornehm aussehende Erscheinung von etwa sechsundzwanzig Jahren mit einem angenehmen Gesichte, das Spuren von Kummer oder Müdigkeit, vielleicht auch von beiden trug. Mrs. Bent trug das Kind in das Wohnzimmer, John folgte mit einer großen Handtasche von schwarzem und weißem geflochtenem Stroh und der Conducteur brachte zwei Koffer in den Hausflur.

„Ich bin en voyage", wandte sich die Fremde zu Mrs. Bent, und es sei hier sogleich bemerkt, daß sie, obgleich sie das Englische sehr geläufig und mit nur geringem ausländischem Accent sprach, dann und wann ein französisches Wort, oder auch wohl einen ganzen Satz einflocht, als ob die letztere Sprache ihr geläufiger gewesen

wäre; John Bent und seine Frau verstanden natürlich nicht eine Silbe davon.

„Wir sind weit gereist und die See, welche wir gestern passirten, war stürmisch, ich fürchte, es ist für meine Kleine zu viel gewesen, ich möchte deshalb hier einen kurzen Aufenthalt nehmen und ihr Ruhe gönnen. Ich hoffe, Ihr Hotel ist nicht mit Gästen überfüllt."

„Wir haben gegenwärtig gar keinen Logirbesuch, Madame", sagte Mrs. Bent, „im Winter kommt das hier nur selten vor."

„Und dieser Schnee ist nicht gut", fuhr die Fremde fort, „er ist für Reisende recht lästig. Ich hätte meine Reise noch aufgeschoben, hätte ich gedacht, daß er noch ommen werde. Als ich meine Heimath verließ, schien die warme Frühlingssonne und die Bäume knospeten."

„Wir haben hier auch schon schönes warmes Wetter gehabt", sagte Mrs. Bent; „seit einer Woche ist es wieder Winter geworden, obgleich heute die Sonne auch geschienen hat. Das kleine liebe Wesen scheint recht zart zu sein."

„Für gewöhnlich nicht; sie ist aber übermüdet und hat einen leichten Fieberanfall. Wir müssen ihr etwas Gerstenwasser kochen."

„Wir wollen sie bald wieder herstellen", versetzte Mrs. Bent freundlich, denn Kindern gegenüber, die sie

sehr liebte, verlor sie alle ihre Schärfe. „Das arme kleine Lamm. Sie sind also von jenseits des Wassers gekommen, Madame — und die See war stürmisch? — war die Kleine seekrank?"

„O bitte, sprechen Sie nicht von dieser schrecklichen See, ich dachte, ich müsse sterben. Zum Ansehen giebt es nichts Schöneres, aber darauf sein ist furchtbar."

Sie schauderte und zuckte die Schultern bei der Erinnerung. Es war etwas ganz eigenthümlich Sanftes und Gewinnendes in dem ruhigen Tone ihrer Stimme, wie auch ihre Züge und der traurige Ausdruck derselben sehr anziehend wirkten.

„Ich war Gott sei Dank niemals darauf", sagte Mrs. Bent, „ich habe aber gehört, daß es schlimm sein soll. Wir sehen sie das ganze Jahr und das ist für uns genug, Madame."

Sie hatte sich niedergesetzt und war bemüht, das Kind seiner wollenen Kappe und seines Mantels von dickem grauem Wollenstoff zu entkleiden. Darunter trug das kleine Mädchen ein Kleid von feinem schwarzem französischem Merino. Die Dame war in gleichen Stoff von gleicher Farbe gekleidet, beide waren augenscheinlich in Trauer. Mrs. Bent blickte zufällig von dem wieder in Halbschlummer befindlichen Kinde auf und sah, daß die

Fremde sie aufmerksam betrachtete, als ob sie ihr Gesicht studire.

„Ich wollte Sie soeben fragen, wie dieses Dorf heißt. Grey—?"

„Greylands, Madame. Stillborough ist drei Meilen von hier entfernt. Wollen Sie dorthin?"

„Nicht um daselbst zu bleiben", sagte die Dame schnell. „Ich bin nach England gekommen, um Verwandte zu besuchen, meine Reise ist aber nicht eilig. Ich muß zuerst an mein Kind denken und diese Luft scheint gut."

„Es giebt keine so gute viele Meilen in der Runde", entgegnete Mrs. Bent. „Eine Woche in ihr wird aus dieser kleinen Dame ein ganz anderes Wesen machen. Ein reizendes Ding! Welche schöne Augen!"

Das Kind war in seiner Ruhelosigkeit wieder aufgewacht und blickte die ihm seltsam vorkommende Wärterin mit weit geöffneten dunkelbraunen Augen an. Es waren nicht die Augen der Mutter, denn diese waren blau. Das fieberhaft geröthete Gesichtchen wurde bleicher.

„Ich muß ihr etwas Gerstenschleim bereiten oder Ihnen zeigen, wie er gemacht wird. Sie haben doch wohl die Ingredienzien dazu. Vor allen Dingen muß sie aber zu Bett; Ruhe und Schlaf wird das Beste für sie sein.

Will Marie zu Bett gehen?“ fragte sie, sich an das kleine Mädchen wendend.

„Oui“, antwortete das Kind, welches Englisch vollständig zu verstehen schien, es aber nicht sprechen wollte. „Marie sommeil!“ fügte sie in ihrem kindischen Patois hinzu, „Marie soif. Maman donne Marie à boire.“

„Wollen Sie die Kleine für einige Minuten nehmen, Madame?“ sagte Mrs. Bent, das Kind in den Arm seiner Mutter legend. „Ich will nach Ihrem Zimmer sehen und es herrichten.“

Das fieberhaft erregte und ermüdete Kind begann bald zu weinen. Die Mutter beruhigte die Kleine und trug sie, ohne die Rückkehr der Wirthin abzuwarten, die Treppe hinauf.

Sie war, als sie auf den Vorplatz kam, zweifelhaft, welches es sein möge, die halb geöffnete Thür des einen und ein daraus ertönendes Geräusch belehrten sie aber bald, wohin sie sich zu wenden habe. Mrs. Bent hantierte im Zimmer umher und der Wirth, der die Koffer heraufgebracht zu haben schien, stand drinnen an der Thür. Es mußte wieder einmal einen Zank zwischen ihnen gegeben haben, denn Mrs. Bents Stimme klang laut und scharf. Die Dame wollte sich nicht merken lassen, daß sie Zeugin der Ehestandsscene gewesen sei und setzte sich einen

Augenblick mit ihrer kleinen Last auf eine an der Wand stehende Bank.

„Als ob es im ganzen Hause kein anderes Zimmer gäbe, daß Du gerade dieses in den Stand setzen mußt“, sagte John im Tone des Vorwurfs. „Ich sage Dir, Dorothy, so lange wir noch irgend einen andern Raum haben, hätte ich dieses Zimmer nicht hergegeben. Was willst Du mit den Sachen machen?“

„Mache Dir doch darüber keine Kopfschmerzen“, entgegnete Mrs. Bent. „Ich thue alle seine Sachen hier in diesen Wäschekorb; seine Wäsche, seine Schreibmappe und Alles, selbst das Stückchen wohlriechende Seife, das er gebrauchte, denn er hat es in seiner Reisetasche mitgebracht. Ich verschließe Alles in den kleinen Schrank in unserm Schlafzimmer und Du magst zur größeren Sicherheit noch ein Siegel darauf drücken.“

„Ich wollte aber überhaupt nicht, daß die Sachen angerührt würden“, beharrte John. „Die Dame konnte ein anderes Zimmer bekommen.“

„Bekümmere Du Dich um Deine Wirthsstube, die Fremdenzimmer sind meine Sache und ich habe ihr dies hier ausgesucht“, sagte die unabhängige Mrs. Bent. „Es ist der größte Unsinn, den man sich denken kann, das beste Zimmer im Hause unbenutzt stehen zu lassen, lediglich weil

etliche Sachen darin sind, zu denen sich der Eigenthümer nicht meldet. Nimm Dich in Acht John, Du wirst noch verrückt über Anthony Castlemaine."

Die junge Frau draußen hatte, mit der Sorge für ihr krankes Kind beschäftigt, der Unterhaltung nicht viel Aufmerksamkeit geschenkt, bei den letzten Worten fuhr sie aber auf und blickte nach der Thür. Ihre Lippen öffneten sich, ihr Gesicht wurde bleich.

„Ruhig, Frau", gebot der Wirth. „Was ich sage ist recht."

„Ja, verrückt", behauptete Mrs. Bent, welche einen einmal gethanen Ausspruch nicht leicht zurücknahm. „Denke nur an den Vorfall heute mit Miß Ethel Reene. Ich schwöre drauf, Du bist nicht ganz richtig im Kopfe, John Bent, sonst könntest Du nicht so unklug handeln. Meinetwegen glaube doch, daß Mr. Anthony von seinem Onkel ermordet worden ist, aber schreie es nicht aus, als ob Du städtischer Ausrufer wärest."

Die arme draußen lauschende Dame wurde, als sie diese Worte hörte, noch viel bleicher als zuvor. Ihr Gesicht nahm den Ausdruck tödtlicher Starrheit an, ihr Athem ging schwer und keuchend, krampfhaft packte sie das Kind, damit es ihren zitternden Händen nicht entfiele. John Bent und seine Frau kamen heraus, zwischen

sich einen mit Wäsche und Kleidern bepackten Korb tragend, auf welchem obenauf sich eine Schreibmappe befand. Sie ließ ihren Kopf auf das Kind niedersinken, als ob sie selbst eingeschlafen sei und verharrte in dieser Stellung.

„Meiner Seele, da ist die Dame!“ rief John Bent.

„Und man weiß nicht, was sie gehört hat“, murmelte Mrs. Bent. „Um Vergebung, Madame, sind Sie eingeschlafen?“

Die Dame hob ihr kreideweißes Gesicht empor. Glücklicherweise herrschte auf dem Vorplatz Dämmerung; sie fuhr mit dem Taschentuch über die Stirn und sagte:

„Meine arme Kleine wurde so unruhig, als ich mit ihr heraufkam. Ist das Zimmer fertig?“

Mrs. Bent zog die Hand von dem Korbe zurück, es ihrem Manne überlassend, denselben so gut er konnte nach ihrem Schlafzimmer zu tragen, nahm das Kind aus den Armen der Mutter und ging ihr in das für sie bestimmte Zimmer voran. Es war ein gut eingerichtetes, geräumiges Gemach, in dem ein gutes Feuer brannte und das eine prachtvolle Aussicht auf die See hatte.

„Wir beeilten uns, so sehr wir konnten“, sagte Mrs. Bent als Entschuldigung, daß sie die Dame warten gelassen, „aber ich mußte zuvor einige Sachen, die hier im

Zimmer waren, herausschaffen. Ich hätte Ihnen ein anderes Zimmer geben können, Madame, denn wir haben immer welche in Bereitschaft, dies ist aber das größte und hat die beste Aussicht, es schien mir also am geeignetsten für Sie für den Fall, daß das kleine Mädchen krank werden sollte."

„Sachen, die einem Gaste, der früher hier gewohnt hat, gehörten?" fragte die Dame, welche vor ihrem Koffer kniete, um Nachtzeug für das kleine Mädchen herauszuholen.

„Ja, Madame. Einem Herrn, der vor wenigen Wochen bei uns wohnte."

„Und er ist fortgegangen?"

„O ja", erwiderte Mrs. Bent, indem sie sanft des Kindes weiches braunes Haar zurückstrich, ehe sie mit dem Schwamm mit warmem Wasser über dessen Gesicht fuhr.

„Warum nahm er denn aber seine Sachen nicht mit?"

„Ja, Madame — er — er verließ uns ganz unerwartet und so blieben sie hier."

Mrs. Bent gab diese ausweichende Anwort keineswegs in der bestimmten Absicht, die Fragerin zu täuschen, sondern sie fand, daß bei der Arbeit, die sie heute noch vor sich hatte und mit dem unruhigen Kinde auf ihren Knieen keine geeignete Zeit für eine längere Unterhaltung

für sie war. Das Verschwinden von Anthony Castlemaine war in der ganzen Umgegend viel zu sehr bekannt und besprochen, als daß ihr der Gedanke hätte kommen können, es verhehlen zu wollen. Die Dame glaubte indeß das letztere und schwieg, um so mehr, als auch das Kind ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

„Marie soif“, sagte die Kleine, als sie sie ins Bett legten. „Maman, Marie soif.“

„Durstig, beständig durstig“, wiederholte die Mutter auf Englisch. „Das gefällt mir nicht, es deutet auf Fieber.“

„Ich will etwas Milch und Wasser holen“, sagte Mrs. Bent.

„Nein, nein, keine Milch“, wehrte die Dame. „Oui, ma cherie! Ein paar Löffel Zuckerwasser, während Mama den Gerstenschleim bereitet. Madame hat gewiß das Nöthige, ich könnte ihn hier bei dem Feuer selbst bereiten, wenn ich nur eine Casserole hätte.“

Mrs. Bent versprach aus ihrer Vorrathskammer Alles, was Madame brauche, sammt einer Casserole herbeizubringen. Das kleine Mädchen erhielt etwas Zuckerwasser und lag, nachdem es getrunken, ruhig und mit geschlossenen Augen da. Die Dame bewegte sich geräuschlos durchs Zimmer und warf, als sie zufällig ans Fenster

kam, einen Blick auf die See, auf der noch ein glänzender Schein lag. Sie öffnete einen Augenblick das Fenster und blickte hinaus.

„Es sieht sich sehr hübsch an, aber darauf bin ich nicht gerne", sagte sie das Fenster schließend. „Was ist das für ein großes Gebäude da drüben links?"

„Es ist das graue Nonnenkloster, Madame."

„Das graue Nonnenkloster! Haben Sie an diesem kleinen Orte ein Kloster? Das hätte ich nicht gedacht."

„Es ist kein wirkliches Kloster", sagte Mrs. Bent und beschrieb, in welcher Weise das Gebäude jetzt benutzt werde und wie gut die darin wohnenden Damen wären. „Wir hörten heute Nachmittag eine wunderbare Neuigkeit", fuhr sie fort, denn ihre Gesprächigkeit gewann allmälig die Oberhand. „Schwester Anna kam herüber, um sich einen Obstrahmen zu borgen, denn ihrer ist mit allen darauf befindlichen Aepfeln im Ofen entzwei gegangen, und erzählte Miß Castlemaine werde in die Schwesterschaft treten und das Amt der Oberin übernehmen."

„Miß — wer?" fragte die Fremde schnell.

„Miß Castlemaine. Vielleicht haben Sie von den Castlemaines auf Greylands Ruhe gehört, Madame? Es ist hier ganz in der Nähe."

„Ich kenne sie nicht", sagte die Reisende. „Und eine

Miß Castlemaine von Greylands wird Oberin im Frauenkloster?"

„Miß Castlemaine von Stillborough, Madame. Auf Greylands Ruhe giebt es keine Miß Castlemaine außer einem ungezogenen zwölfjährigen Dinge. Schwester Anna war Feuer und Flamme darüber, ich sagte ihr aber, die junge Dame sei viel zu schön, um ihren Kopf unter einer Mousseline-Mütze im Kloster zu verstecken."

„Es ist ein großes altes Gebäude und muß schön und edel am Rande der Klippe stehen", sagte die Fremde; „ich kann aber den andern Theil nicht sehen."

„Er liegt fast ganz in Ruinen und heißt das Brüderkloster."

„Das Brüderkloster! Sie haben seltsame Gebäude hier. Aber mir gefällt das Dorf, es ist ruhig, Niemand scheint hier durchzukommen."

Außer den Fischern und den Schwestern verirrt sich selten Jemand hierher", antwortete Mrs. Bent, „aber da stehe ich, schwatze und vergesse, was ich zu thun habe. Was wünschen Sie zum Mittagsessen, Madame?"

Ich kann nicht essen, ich fiebere ebenfalls", war die Antwort, durch welche ein Ton der Schwäche und Klage klang. „Ich möchte, wenn ich den Gerstenschleim bereitet habe, nur etwas Thee und eine Tartine genießen."

Mrs. Bent riß die Augen auf. „Thee und eine Torte, Madame?"

„Ich sagte — ich meinte Butterbrod", erklärte die Fremde, das französische Wort übersetzend.

„Und, wenn ich fragen darf, welchen Namen darf ich ins Fremdenbuch schreiben?" fuhr Mrs. Bent, die Hand schon auf der Thürklinke, fort.

„Ich bin Madame Guise."

Molly, die Magd, kam schon nach wenigen Augenblicken mit der Casserole und den zur Bereitung des Gerstenschleimes nöthigen Ingredienzien und sagte, sie solle dableiben und der Dame helfen, wenn diese es wünsche. Madame Guise nahm dies gern an und zeigte ihr, was sie thun solle.

„Haben Sie oft Reisende, die längere Zeit hier bleiben?" fragte sie, während sie selbst an der Casserole beschäftigt war.

„Im Winter fast niemals, Madame," antwortete die rothbackige Bauernmagd, deren große Augen weit aus dem Kopfe hervorstanden. „Ende Januar hatten wir auf ein paar Wochen einen Herrn, der auch in diesem Zimmer schlief."

„Es waren gewiß seine Sachen, welche Ihre Herrin forträumte, um Platz für mich zu machen."

„Freilich waren sie es“, antwortete Molly. „Der Herr sagte, er wolle nicht, daß dies Zimmer benutzt werde, die sollten darin bleiben, aber die Frau thut, was sie für gut hält.“

„Wie hieß der Herr, Molly?“

„Es war der junge Mr. Castlemaine, halb und halb ein ausländischer Herr, ein Neffe von dem Mr. Castlemaine auf Greylands Ruhe. Er kam hierher, um seine Ansprüche auf das Geld und die Besitzung geltend zu machen.“

„Und wo ist er hingekommen? — wo befindet er sich jetzt?“ fragte Madame Guise mit einer Lebhaftigkeit, welche ihr schmerzlichstes Interesse an der Sache verrathen haben würde, wäre die Magd fähig gewesen, solche Beobachtungen anzustellen.

„Mein Herr gäbe seine rechte Hand darum, wenn er das wüßte“, war die Antwort. „Er ging in einer mondhellen Nacht ins Brüderkloster und kam nicht wieder zum Vorschein.“

„Kam nicht wieder zum Vorschein!“ wiederholte Madame Guise. „Was wollen Sie damit sagen? — Wie ging das zu?“

Stück für Stück erzählte nun Molly die ganze Geschichte, wobei sie es an Anspielungen auf den sich an das

Brüderkloster heftenden Aberglauben nicht fehlen ließ. Madame Guise saß auf einem Stuhl, hatte die Hände in den Schooß gefaltet und vergaß ihren Gerstenschleim. Molly sah es und blähte sich förmlich auf vor Stolz über ihr Erzählertalent.

„Aber was ist aus ihm geworden?“ fragte die arme Dame.

„Ja, sehen Sie, Madame, da steckt eben der Knoten, das weiß Niemand. Manche sagen, der graue Mönch habe ihn weggehext.“

Madame Guise schüttelte den Kopf: „Das kann nicht sein“, sagte sie langsam und zögernd. „Ich habe selbst nicht gern etwas mit Gespenstern zu thun, aber das kann nicht sein.“

„Und Andere denken“, fuhr Molly, ihre Stimme senkend fort, „daß er von seinem Onkel, Mr. Castlemaine, über Seite geschafft worden sei. Der Herr glaubt es auch.“

„Ueber Seite geschafft? Wie?“

„Ermordet“, sagte das Mädchen, die Casserole ans Feuer rückend.

„Ich bin durchkältet und ermüdet von meiner langen Reise“, sagte sie, um ihren Zustand einigermaßen zu erklären, „und es überläuft Einem immer, wenn man von Mord hört.“

„So geht's mir auch, Madame, ich weiß nicht, was mir schrecklicher ist, wenn ich von Gespenstern oder von Räubern höre."

„Könnnte er aber nicht vielleicht von dem Brüderkloster, von dem Sie sprechen, zufällig in das Meer gefallen sein?"

„Nein, das konnte er nicht, Madame", berichtigte Molly ganz kurz. „Es ist keine Oeffnung da."

„Und man hat seit jener Nacht nie, nie wieder etwas von ihm gesehen?" forschte Madame Guise weiter, wobei sie mechanisch einen Blick auf die rauchende Casserole warf.

„Nichts wieder gesehen noch gehört," betheuerte Molly mit Nachdruck. „Seine Kleider, seine Reisetasche und alle seine anderen Sachen sind hier geblieben, aber er ist nicht zurückgekommen, um sie zu holen."

Madame Guise bedeckte, wie um ihr Entsetzen zu verbergen, ihr kreideweißes Gesicht mit den Händen, Molly, die fertig war und sich entfernen wollte, wischte alle Ueberbleibsel, die auf dem Tische lagen, mit der Hand in die Schürze.

„Weiß die Nachbarschaft alle diese Dinge?" fragte Madame Guise aufblickend. „Wird öffentlich darüber ge-

sprochen? Darf ich zu Monsieur et Madame en bas, wollte sagen, zum Wirth und der Wirthin davon reden?“

„Ei, warum denn das nicht, Madame? Es ist ja hier von gar nichts weiter geredet worden. Es kommt nicht leicht ein Mensch her, der nicht davon anfinge.“

Molly verließ bei den letzten Worten das Zimmer. Madame Guise saß, sie wußte selbst nicht wie lange, das Gesicht in den Händen vergraben, und ließ den Gerstenschleim zu dick kochen. Wahrscheinlich durch das Geflüster von Stimmen beruhigt, war das kleine Mädchen eingeschlafen. Nach einiger Zeit kam Mrs. Bent herauf, um sich zu erkundigen, wann die Dame Thee trinken wolle.

„Ich bin jetzt bereit dazu“, war die Antwort, „und will mit Ihnen hinuntergehen. Auch möchte ich Sie bitten, Madame, daß Sie und Ihr Mann mir erlauben, heute Abend die Mahlzeit in Ihrer Gesellschaft einzunehmen“, fügte Madame Guise hinzu, als sie die dunkle Treppe hinunterschritten. „Ich fühle mich so einsam und traurig; ich bedarf der Gesellschaft.“

Mrs. Bent war durch diesen Wunsch sehr geschmeichelt und ließ den bereits in einem besonderen Zimmer für die Dame servirten Thee in ihr Wohnzimmer bringen. Es war dasselbe Zimmer, in welchem sich auch Anthony Castlemaine bei Tage meistens aufgehalten hatte.

„Ich hoffe, Sie haben sich bereits etwas erholt und sind nicht mehr so erschöpft, wie bei Ihrer Ankunft", sagte John Bent, nachdem er sich verbeugt und mit einigem Zögern am Theetisch Platz genommen hatte.

„Ich danke Ihnen; ich habe meine ganze Müdigkeit über der Erzählung von Mr. Anthony Castlemaine's Verschwinden vergessen", antwortete Madame Guise, indem sie sich bemühte, gleichgiltig zu sprechen. „Die Geschichte ist höchst merkwürdig und hat mich interessirt. Molly meinte, Sie würden mir wohl noch Genaueres darüber sagen."

„O, das wird er schon thun, Madame", sagte Mrs. Bent spitz, „er spricht von nichts lieber, als von der Geschichte."

John Bents Erzählung war jedoch im Wesentlichen dieselbe, welche Madame Guise bereits von Molly gehört, er konnte ihr weder mehr noch weniger sagen. Vergebens lauschte die arme Frau auf ein Wort; das ihr näheren Aufschluß geben, ihre Furcht und ihr Entsetzen mildern gekonnt hätte.

„Was haben Sie aber für eine Erklärung dafür?" fragte sie auf ihre weißen Lippen beißend, um deren Zittern zu verbergen. „Ein Mensch kann doch nicht so ohne Weiteres verschwinden. Sind Sie ganz gewiß, daß

es Mr. Castlemaine war, den Sie durch die Pforte und in das Brüderkloster gehen sahen?"

„Ich bin dessen so gewiß, Madame, wie ich weiß, daß das, was ich hier in der Hand halte, eine Theetasse ist. Mr. Castlemaine leugnet es freilich."

„Und Sie argwöhnen — Sie argwöhnen, daß er ihn ermordete? Das ist ein furchtbares Wort, ich vermag es kaum auszusprechen. „Meurtre!" fügte sie in ihrer Sprache mit einem Schauer hinzu. „Quelle chose affreuse?"

„Sie haben Verdacht auf Mr. Castlemaine, fragte ich?"

John Bent schüttelte den Kopf; der Vorfall mit Ethel Reene hatte ihn doch vorsichtig gemacht. „Ich weiß nicht, Madame", antwortete er, „ich kann es nicht sagen. Ich zweifle keinen Augenblick daran, daß der junge Mann auf irgend eine Weise getödtet ward — und ich denke, Mr. Castlemaine muß etwas davon wissen."

„Sind vielleicht unterirdische Gewölbe in dem Brüderkloster, wo er verborgen werden könnte?"

„Nein. Die giebt es nicht dort, Madame. Der Ort ist offen für Jeden, der Lust hat, hineinzugehen. Mr. Castlemaine ließ einen Mann aus Stillborough kommen, der ihm helfen mußte, Alles zu durchsuchen und sie haben nichts gefunden. Ich bin mit dem Oberaufseher Nettleby

dort gewesen und es ist uns nicht besser gegangen, und Andre, die hingingen, haben ebenfalls nichts entdeckt. Keine Spur vom jungen Mr. Anthony, oder daß er dort gewesen sei."

„Das Ganze wäre also darauf zurückzuführen", sagte Madame Guise, „daß Sie Mr. Anthony Castlemaine in jener Februarnacht in das Brüderkloster gehen sahen, und daß er, soweit nachgewiesen werden kann, nicht wieder herauskam."

„So ist es", sagte John Bent. „Ich gäbe meine rechte Hand darum" — er hob besagtes Glied in die Höhe — „könnte ich erfahren, was aus ihm geworden ist. Aber mir sagt etwas in meinem Innern, die Sache werde doch noch ans Licht kommen."

Madame Guise ging nach ihrem Zimmer hinauf, setzte sich dort mit ihrer schweren Bürde des Schreckens und Schmerzes nieder und fragte sich, was wohl die nächste Scene in diesem geheimnißvollen Drama sein werde und was sie thun könne, das Räthsel zu lösen. Mrs. Bent, die noch einmal hinauf kam, fand sie krampfhaft weinend. Im selben Augenblick erwachte auch Marie und sie gaben ihr etwas von dem Gerstenschleim.

„Es ist die Nachwirkung der Kälte und der langen Reise, Madame", erklärte Mrs. Bent die soeben ge-

sehenen Thränen, „und vielleicht auch das Gespräch über jene unerklärbare Geschichte, was Sie so aufgeregt hat. Sie werden sich besser befinden, wenn Sie eine Nacht geschlafen haben."

„Ja, die Kutsche war sehr kalt. Ich will Ihnen gute Nacht sagen und zu Bett gehen."

Als sie sich allein sah, sank sie neben dem Bette ihres Kindes auf ihr Knie und verbarg ihr Gesicht in die weiße Decke. So betete sie, betete inbrünstig um Hilfe von Oben und Kraft zum Tragen.

„Gott gieb, daß die Aufklärung weniger schrecklich ist, als meine Furcht sie sich ausmalt."

Mrs. Bent kam noch einmal zurück mit einem Weinglas in der Hand. Dasselbe enthielt etwas von ihrer berühmten Herzstärkung, nach ihrer Ansicht ein Universalmittel für alle Uebel unter der Sonne. Madame Guise saß bei ihrem Eintritt ruhig am Feuer, die Hände in den Schooß gefalten, mit den Augen ins Leere starrend. Sie nahm das Glas, dankte und trank es aus, obgleich sie kaum wußte, was sie eigentlich that. Die kleine Marie war wieder eingeschlafen und lag da mit glühenden Wangen, den rosigen Mund geöffnet, so daß man die weißen Zähne sehen konnte.

Drittes Capitel.

In Sturm und Wind.

Der Wind hatte sich aufgemacht. Er kam in mächtigen Stößen über die See, umheulte den Delphin und schüttelte die alten Mauern mit einer Kraft, als wolle er sie über den Haufen werfen, denn die Ecke, an welcher der Gasthof lag, war der Witterung besonders ausgesetzt. Madame Guise, die sich langsam in der Nähe des erlöschenden Feuers in ihrem Zimmer entkleidete, erbebte, als sie diesen Aufruhr der Elemente vernahm.

Der Wind heulte nicht in dieser Weise um ihr geschütztes Haus in der sonnigen Dauphiné. Dort gab es keinen Ocean, über den hinweg er mit gigantischen Flügeln und markerschütterndem Gebrüll hinweggesaust kommen konnte. Nicht oft gab es dort ein Wetter gleich diesem, nicht oft sah man weißen Schnee die Felder bedecken oder Eis die Bäche fesseln. Und noch nie in ihrem bisher so ruhig dahinfließenden Leben war sie genöthigt gewesen,

ganz Frankreich von Süden nach Norden mit einem kleinen Kinde zu durchreisen, viele Stunden auf bewegter See zuzubringen und nachdem sie in London eine Nacht gerastet, in einer kalten englischen Postkutsche wieder viele, viele Meilen zu fahren. Alles dieses wäre schon geeignet gewesen, die Farbe von ihren Wangen zu wischen und ihre ganze Gestalt wie im Fieberfrost zu schütteln, denn Reisen war in jenen Tagen durchaus nicht der angenehme Zeitvertreib, der er uns heute ist; aber es war noch etwas viel Schlimmeres.

Nicht die Kälte, nicht der Mangel an Ruhe waren es, was sie so erschüttert hatte, sondern die furchtbaren Gerüchte von einer gemuthmaßten Unthat, mit denen sie fast unmittelbar bei ihrer Ankunft in dem Delphin empfangen worden war. Sie war noch nicht viele Stunden innerhalb dieser Mauern und man hatte ihr bereits gesagt, daß derjenige, den sie im Geheimen zu suchen gekommen war, ihr Gatte, aus dem Leben verschwunden sei.

Die arme junge Dame, Charlotte Guise, war in der That die Frau von Anthony Castlemaine. Seine Frau, wenn er noch lebte, seine Wittwe, wenn er todt war. Nach Allem was sie gehört, konnte sie aber kaum zweifeln, daß er nicht mehr zu den Lebenden gehöre; keine Hoffnung des Gegentheils, nicht der leiseste Schatten davon konnte

in ihr Herz Eingang finden. Sie war den ganzen langen Weg gekommen, um ihren Mann zu suchen, und in der Befürchtung eines an demselben verübten Verraths war sie angekommen und hatte diese Furcht in der düstersten Weise bestätigt gefunden, es lag die größte Wahrscheinlichkeit vor, daß man ihn meuchelmörderisch aus der Welt geschafft habe.

Sie hatte gehört, mit welchem Auftrage der Vater Basil Castlemaine auf seinem Sterbebette Anthony nach England sandte, sie hatte aber auch gehört, welche Warnungen vor möglichem Verrathe er daran geknüpft.

Basil starb und als Anthony, gehorsam den letzten Befehlen seines Vaters, die Reise nach England antrat, wiederholte sie die Warnung. Er lachte sie aus. Scherzend antwortete er, wenn er nicht nach Frankreich zurückkehren sollte, so möge sie nach England kommen, um zu sehen, was ihn zurückhalte und ob er noch im Lande der Lebenden sei. Wie manches im Scherz gesprochene Wort erhielte einen sehr ernsten Sinn, wenn wir in die Zukunft blicken könnten? Hier war es eingetroffen.

Anthony Castlemaine reiste ab und ließ seine Frau und sein Kind in ihrer Heimath in Gap zurück. Der erste Brief, den sie von ihm erhielt, meldete ihr seine Ankunft in Greylands und daß er sich daselbst im Gast-

hofe zum Delphin aufhalte. Er benachrichtigte sie ferner, daß seine Aufgabe sich nicht ganz so glatt erledigen lassen werde und daß sein Onkel James im Besitz von Greylands Ruhe sei. Einige Tage später empfing sie einen zweiten Brief von ihm und mit der darauf folgenden Post einen dritten. Diese beiden Briefe trugen dasselbe Datum. Der erste berichtete, daß er keinen Schritt vorwärts komme, daß seine Onkels ihm alle möglichen Hindernisse in den Weg legten, daß sie entschlossen schienen, ihm das Gut vorzuenthalten, denn sie weigerten sich sogar, ihm die Dokumente zu zeigen, durch welche darüber verfügt war, und schloß mit der bestimmt ausgesprochenen Ueberzeugung, daß Onkel James es nicht rechtmäßig besitze. Der letzte Brief erzählte ihr, daß er nach Absendung seines früheren Schreibens seinen Onkel James wieder gesprochen habe, daß die Unterredung, welche auf einer Wiese stattgefunden, eine recht stürmische gewesen sei, daß der Onkel sogar zum Schlage gegen ihn ausgeholt habe. Er wisse, hieß es weiter, in der That nicht, was er thun solle, sei aber jetzt entschlossen, gerichtliche Schritte zu thun und werde ihr sicher in einigen Tagen melden können, wie die Angelegenheiten sich weiter entwickeln. In diesem letzten Briefe war ein Ton der Traurigkeit der jungen Frau sehr aufgefallen; sie sagte sich, ihr Mann müsse

beim Schreiben desselben sehr niedergeschlagen gewesen sein und sah sehnsüchtig seinem nächsten Briefe entgegen.

Dieser nächste Brief kam aber nicht. Sie wartete einige Tage und schrieb dann an ihn nach dem Delphin in Greylands, erhielt aber keine Antwort. Sie schrieb wieder, aber mit dem gleichen Erfolge. Immer höher stieg ihre Unruhe, sie wußte nicht, wie sie Nachricht von ihm bekommen, an wen sie sich in England wenden solle und endlich kam ihr der Gedanke, sie werde wohl den Rath, den er ihr im Scherz ertheilt hatte, im Ernst befolgen und nach England hinübersegeln müssen, um ihn aufzusuchen. Noch eine kurze Periode des Zögerns und Schwankens, denn das Unternehmen erschien der jungen, nie von Hause weggekommenen Dame ganz schrecklich, dann war ihr Entschluß gefaßt. Sie ordnete die Angelegenheiten ihrer petit ménage, wie sie sich ausdrückte, reiste mit ihrem Kinde ab und kam in London an. Hier hielt sie sich eine Nacht auf, sandte einen Brief an ihren Gatten nach Greylands, indem sie ihm ihre Ankunft für den folgenden Tag meldete und nahm am Morgen einen Platz in der nach Stillborough fahrenden Kutsche.

„Gewarnt ist gewaffnet“, lautet ein altes Sprichwort. Anthony Castlemaine's Frau war gewarnt und bestrebte sich auch gewaffnet zu sein. Sie wollte nicht offen

und unter ihrem wahren Namen in Greylands auftreten. Hatte die Familie Castlemaine sich gegen ihren Gatten etwas zu Schulden kommen lassen, so gebot die Klugheit, vorsichtig zu Werke zu gehen und zuerst als eine Fremde zu erscheinen. Das Schlimmste, was sie fürchtete, war, daß Mr. James Castlemaine ihren Mann irgendwo in einem Hinterhalt festhielt, ihn wohl gar ins Gefängniß gebracht habe — sie kannte die englischen Gesetze nicht — und daß sie ihn aufsuchen und befreien müsse. Sie nahm deshalb ihren Mädchennamen Guise wieder an. Ihre Absicht war gewesen, nach Stillborough zu fahren und von dort am andern Tage nach Greylands zu kommen; die Krankheitssymptome des kleinen Mädchens gaben ihr jedoch einen Vorwand, sofort dort abzusteigen. So war sie denn hier, in dem Gasthof zum Delphin, von dem sie so oft gehört, in demselben Zimmer, das ihr unglücklicher Mann bewohnt und mit der entsetzlichen Geschichte, die man ihr soeben erzählt, im Kopf und Herzen.

Ein Windstoß bewegte den weißen Fenstervorhang und sie wandte sich angstvoll danach um. Was bedeutete dieser furchtbare Sturm? Wie war er so plötzlich, ohne alle Vorboten hereingebrochen? Charlotte Guise war nicht ohne Aberglauben und legte sich diese Fragen vor. Als sie an der Thür des Gasthofes aus der Kutsche gestiegen,

waren See und Luft ruhig gewesen. Erhob sich dieser Sturm, um ihr zu zeigen, daß selbst die Elemente über das an ihrem Gatten verübte Verbrechen in Empörung geriethen? Ein einsamer trauriger Mensch geräth auf seltsame Gedanken.

„Jede Sekunde frage ich mich, ob es wahr sein kann“, flüsterte sie in französischer Sprache, „oder ob ich in meinem eigenen Hause eingeschlafen bin und nur Alles träume. Es ist nicht wie Wirklichkeit. Es ist aber auch nicht wie eine Geschichte, die ich je gehört habe. Anthony kommt die vielen hundert Meilen über das schreckliche Meer hierher und findet seine Familie, die er nie zuvor gesehen hat. Er sagt ihnen, Greylands Ruhe gehöre nach seiner Meinung ihm und fragt, ob sie es ihm überlassen wollen. Sie stellen es in Abrede. „Gut“, sagt er, „Ihr könnt Recht haben, aber zeigt mir die Papiere, die Beweise, daß es nicht mir gehört.“ Sie weigern sich, sie ihm zu zeigen und sein Onkel James Castlemaine erhebt bei einem Zusammentreffen auf dem Felde sogar die Hand zum Schlage gegen ihn. Anthony kommt hier nach dem Gasthause zurück und schreibt jenen letzten Brief an mich, den er noch spät Abends in den Briefkasten steckt. Dann macht er mit dem Wirth noch einen Spaziergang bei Mondschein, sie sehen Mr. James Castlemaine nach einem einsamen,

verrufenen Ort, das Brüderkloster genannt, gehen; mein armer Mann läuft ihm nach und kommt nicht wieder zum Vorschein. Der Wirth wartet draußen, hört einen Schuß und einen furchtbaren Schrei, denkt aber dabei nicht an Anthony und das Kloster, sondern geht auf und ab, bis er müde ist, in der Meinung, Onkel und Neffe reden mit einander und Anthony kommt nicht wieder heraus! Ja, es ist klar, es ist mir nur zu klar — jener Schuß kostete meinem geliebten Mann das Leben. James Castlemaine ermordete ihn, weil er fürchtete, er könne seine Ansprüche auf Greylands Ruhe gesetzlich durchführen und ihn hinausjagen."

Der Wind seufzte als singe er ein feierliches Requiem, die Fenster zitterten und der weiße Vorhang flatterte. Charlotte Guise verbarg ihr todtenbleiches Gesicht in den Händen und wandte sich dann wieder mit einigen nur gehauchten Worten dem Vorhang zu.

„Wenn es, wie Manche glauben, den Geistern der Verstorbenen gestattet ist, in der Luft zu schweben, so ist der seinige vielleicht hier. Er sucht sich mit dem meinigen in Verbindung zu setzen, mich zur Rache aufzurufen. Ja, Anthony, ich will nicht ruhen, bis ich das Geheimniß Deines Schicksals entdeckt habe. Dieser Aufgabe weihe ich mein Leben."

Wie um der eigenthümlichen Vorstellung, welche die ihr mitgetheilten Ereignisse und die sturmbewegte Nacht in ihrem überreizten Hirn, hervorgerufen, noch mehr Nahrung zu verleihen, erschütterte in diesem Augenblick ein Windstoß, heftiger als alle früheren, das alte Haus in seinen Grundvesten. Die Fenster erbebten und schienen sich in ihren Angeln zu drehen, und die arme junge Frau schlug, vom Muthe der Verzweiflung erfaßt, den Vorhang zurück und blickte hinaus.

Nein, nein, es war nichts da als der Wind. Der weiße Schnee lag am Boden und bedeckte die Klippen, welche die rechter Hand belegene Bucht begrenzten. Die Nacht war hell, man konnte den Schaum der steigenden und fallenden Wellen sehen, Wolken jagten über den Himmel dahin, von Zeit zu Zeit sein Antlitz verhüllend.

Das kleine Mädchen bewegte sich im Bette und streckte die Arme aus. Die Mutter ließ den Vorhang fallen und näherte sich ihr leise. Das Gesicht war dunkelroth, die großen braunen Augen, die dem Vater so ähnlich sahen, blickten wild um sich, die rothen Lippen öffneten sich mit einem Klageruf.

„Maman! Marie soif! Marie veut boire!“

„Ist sie wirklich vaterlos!“ schrie es in der armen

Mutter, als sie sich dem Kinde mit dem Glase näherte. „Oui ma petite, ma cherie. Bois donc, Marie, bois."

Das Kind ergriff mit seinen heißen zitternden Händen das Glas und trank.

Es schien sehr durstig. Ehe die Mutter das Glas auf den Tisch gesetzt hatte und zu dem Bett zurückkehrte, lag das Köpfchen schon wieder auf dem Kissen, hatten sich die Augen von Neuem geschlossen.

Madame Guise — wie wir sie fortdauernd nennen müssen — legte sich zu Bett, aber sie schlief nicht. Der Wind raste, das Kind neben ihr war unruhig, ihr eigener Kopf war in einem Chaos von Schrecken und Bestürzung.

Gegen Morgen verfiel sie in einen ruhigen Schlaf, während dessen sie einen Traum hatte. Es war ihr als sei sie allein in einem fremden dunklen Garten. Düstere Bäume umschlossen sie, häßlich aussehende Felsen stiegen von allen Seiten in die Höhe. Sie suchte etwas, aber sie wußte nicht was, eine namenlose Angst und Furcht lag auf ihr und wäre sie nicht gezwungen gewesen, hätte sie auf dem düstern Pfad keinen Schritt vorwärts gethan. Plötzlich stand, als sie durch die verschlungenen Bäume schritt, ihr Gatte vor ihr. Sie streckte die Hand aus, ihn zu begrüßen, er aber nahm sie nicht, sondern blieb, den Blick fest auf sie gerichtet, auf demselben Flecke

stehen. Es war nicht der Gatte, welcher sich im sonnigen Süden von ihr getrennt hatte, ein glücklicher Mann, voll froher Hoffnungen mit einem frohen, frischen Gesichte und heitern Worten auf den Lippen; es war ihr Gatte, aber traurig, mit finsterm Gesicht, bleich und still. Ihr Herz stand beinahe still und ehe sie ihn fragen konnte, was ihm fehle, sah sie, daß er seine Weste und sein Hemd an der linken Seite zurückschlug und eine Schußwunde in der Gegend des Herzens enthüllte. Bei diesem Anblick ergriff sie ein so entsetzlicher Schreck, wie sie in ihrem Leben noch nie empfunden; sie schrie laut auf und erwachte, an allen Gliedern bebend und wie in kaltem Schweiß gebadet.

Jedem praktischen Gemüthe ist es nun freilich klar, daß Träume nur die Ergebnisse unserer eigenen Einbildungskraft, unserer Befürchtungen und Hoffnungen, denen wir uns vor dem Einschlafen überlassen haben, sind. Die arme, todestraurige, einsame Frau nahm diesen Traum aber für eine Offenbarung. Von diesem Augenblicke an zweifelte sie nicht mehr daran, daß ihr Mann durch einen Schuß ins Herz getödtet sei und daß die Hand, die dies gethan, Mr. Castlemaine angehörte.

„Ich wußte, daß mich sein Geist umschwebte", flüsterte sie, indem sie sich zu fassen suchte. „Es ist ihm gestattet

worden, mir zu erscheinen, um mir die Wahrheit zu enthüllen, mir die Entdeckung der That als heilige Pflicht aufzutragen. Mit Gottes Hilfe will ich es vollbringen. Ich werde diesen Ort, dieses Greylands nicht eher verlassen, bis ich die Aufgabe gelöst habe. Ja, Anthony! — kannst Du mich hören, mein Gatte? — ich gelobe, mein Leben der Entdeckung zu weihen, die dunkle That der Mitternacht an's helle Tageslicht zu bringen. Vaterland, Heimath, Verwandte, Freunde, Alles will ich vergessen, Anthony, in meiner Nachforschung nach Dir.

„Wo haben sie ihn verborgen?" begann sie nach einer Pause wieder. „Hatte Mr. Castlemaine einen Mitschuldigen oder that er es allein? O allein, gewiß allein", beantwortete sie ihre Frage. „Er würde es nicht gewagt haben, noch Andere darum wissen zu lassen, und der Wirth unten sagt, Mr. Castlemaine sei allein ins Kloster gegangen. Warf er seinen Leichnam ins Meer? — oder verbarg er ihn anderswo? Vielleicht begrub er ihn in den Ruinen? Ist dem so, dann liegt sein Körper in ungeweihtem Boden und wird nimmer Ruhe haben. Marie, meine Kleine, was ist Dir? Fühlst Du Dich heute Morgen besser?"

Die Kleine war aufgewacht. In ihrer Geburtsstadt war sie auf den Namen Mary Ursula getauft und in das

Kirchenbuch eingetragen. Ihr Großvater Basil hatte sie stets so genannt, ihr Vater pflegte den Namen in „Marie Ursule" abzukürzen, ihre Mutter aber, welcher die englische Sprache nicht so ganz geläufig war, hatte stets nur Marie gesagt. Marie sah auf und streckte der Mutter die kleinen Hände entgegen; die Augenlider waren schwer, das Gesicht roth und fieberhaft. Mrs. Bent schob es in ihrem Innern auf den Gerstenschleim, daß es mit dem Kinde nicht besser ging; ein gutes wirksames Pulver gestern Abend und die Kleine wäre heute frisch und munter gewesen.

Mr. Parker, der Arzt, nach dem geschickt worden war, ließ nicht lange auf sich warten. Er war ein grauköpfiger, gesprächiger Mann von vortrefflichem Herzen, der Vermögen besaß und sich von einer großen Praxis in Stillborough nach dem ruhigen Greylands zurückgezogen hatte. Er erklärte, die Kleine habe eine Brustentzündung und müsse im Bette bleiben.

Die Krankheit der kleinen Marie währte mehrere Tage. Madame Guise saß an ihrem Bett und hatte Zeit, über ihre Pläne nachzudenken. Außer dem Kinde hatte sie nur noch einen Lebenszweck, das über ihres Gatten Schicksal herrschende Dunkel aufzuhellen, eine Hoffnung, das Verbrechen auf Mr. Castlemaine's Haupt zu bringen. Wie sie das anfangen sollte, wußte sie freilich nicht. Sie mußte

zuvörderst einen plausiblen Grund für ihr Verbleiben in Greylands finden und ihre wahre Absicht dahinter verbergen. Vor Allem aber mußte sie sich sorgfältig hüten, ein lebhafteres Interesse für Anthony Castlemaine's Geschick blicken zu lassen. Ihr Bleiben in Greylands, wie überhaupt in England, hatte Schwierigkeiten, sofern sie nicht eine Beschäftigung fand, durch die sie ihre Mittel vermehren konnte. Sie wußte sehr wohl, daß ohne ihres Gatten Unterschrift die vorsichtigen französischen Geschäftsleute, bei denen sein Vermögen niedergelegt war, ihr wenig oder gar nichts auszahlen würden und Beweise für seinen Tod vermochte sie auch nicht beizubringen. Sie besaß ein kleines eigenes Einkommen und mußte Mittel und Wege finden, sich dasselbe im Geheimen zuschicken zu lassen, ohne daß Greylands wußte, wer sie war. Dies ließ sich vielleicht thun, aber das Geld war nicht ausreichend, sie und ihr Kind in anständiger Weise zu erhalten.

„Es gefällt mir hier in Greylands und ich hätte Lust, einen längeren Aufenthalt zu nehmen", sagte sie, vorsichtig sich ihrem Ziele nähernd, zu Mrs. Bent am ersten Tage, wo Marie als genesend erklärt und zur Veränderung nach der Wirthsstube getragen worden war.

„So, gefällt es Ihnen hier? entgegnete die Wirthin kurz. „Ja, es ist ein hübscher Ort."

„Ich liebe die See und möchte meine Kleine jetzt ganz ruhig halten. Ich habe zu viel Angst um sie ausgestanden, als daß ich sogleich wieder mit ihr auf die Reise gehen möchte."

„Das liebe süße Ding!" rief Mrs. Bent. „Ihre Backen fangen schon an wieder ihre hübsche rosige Farbe zu bekommen. Ich habe nie ein Kind gesehen, daß so hübsche Farben hatte."

„Sie hat die Farben ihres — mehrerer unserer Verwandten, es ist das so in der Familie", versetzte Madame Guise, die um ein Haar „ihres Vaters" gesagt hätte. „Um ihretwillen möchte ich zwei bis drei Monate hier verweilen. Glauben Sie, daß ich ein Apartement bekommen könnte?"

„Ein Apartement!" wiederholte Mrs. Bent, welche das Wort buchstäblich nahm und etwas betroffen darüber war. „Meinen Sie damit ein einzelnes Zimmer, Madame?"

„Ich meine zwei bis drei Zimmer, die für mich ausreichend wären, oder ein kleines Haus, was sie eine Cottage nennen."

„Jetzt verstehe ich Sie, Madame", sagte die Wirthin. „Das werden Sie wohl haben können. Mehrere der größeren Cottages vermiethen während des Sommers Zimmer an Leute, welche der Seeluft halber von Still-

borough herauskommen. Auch stehen auf den Klippen einige Cottages ganz leer."

„Würde die Miethe sehr hoch sein?" fragte Madame Guise schüchtern.

„In dieser Jahreszeit so gut wie nichts", erklärte Mrs. Bent zuversichtlich. „John Bent, wo bist Du?" rief sie, die Thür aufreißend. „Was ist der Miethspreis —"

„Der Herr ist ausgegangen", unterbrach sie Molly, die aus der hintern Küche kam, um den Bescheid zu ertheilen.

„Das sieht ihm ähnlich!" fuhr Mrs. Bent heraus. „Wenn man ihn braucht, ist er nicht da, und wenn man ihn gerne aus dem Wege hätte, ist er zu Hause."

Die Cottage, welche sie im Sinne hatte, enthielt ein Wohnzimmer, eine Küche und zwei Schlafzimmer und lag im malerischsten Theile der Klippen, dicht bei der sehr sauber gehaltenen Cottage, die schon seit langer Zeit von Miß Hallet und ihrer Nichte bewohnt ward. Sie war einfach möblirt und zu dieser Jahreszeit mit Einschluß von stählernen Messern und Gabeln etwa für fünfzehn Schillinge die Woche zu haben. Im Sommer stellte sich der Miethspreis auf fünfundzwanzig und der Miether mußte Leinen mitbringen. Madame Guise erkannte, daß

die Miethe, die Kosten für eine Magd und andere kleine Ausgaben, die sich vorher gar nicht bestimmen lassen, aber unvermeidlich entstehen, eine Summe betragen würde, die weit höher war, als die ihr zur Verfügung stehenden Mittel zu verausgaben gestatteten und sie nahm Anstand, die Cottage zu miethen.

„Wenn ich nur etwas Geld verdienen könnte“, wiederholte sie bei sich selbst. „Ob mir vielleicht die guten Damen im grauen Kloster helfen könnten, ich habe große Lust, mich an sie zu wenden.“

Sie führte diesen Vorsatz aus und ging nach dem Kloster. Es war ein warmer angenehmer Tag, denn das launenhafte Wetter hatte sich abermals verändert: Schnee und Frost hatten dem freundlichsten Sonnenschein Platz gemacht. Madame Guise ward in das Empfangszimmer gewiesen, wo sie von den Schwestern Margaret und Betty empfangen ward. Sie hatten von der reisenden Dame, welche durch die Krankheit ihres kleinen Töchterchens im Delphin zurückgehalten worden war, bereits gehört, sie aber noch nicht gesehen. Nicht ohne Neugierde betrachteten sie deshalb die Eintretende, eine schlanke, hübsche, vornehme Erscheinung mit blauen Augen und blondem Haar, die auf ihr Aeußeres ziemlich viel Sorgfalt zu verwenden schien.

Madame Guise stellte sich vor, bat wegen ihres Eindringens um Entschuldigung und brachte ihr Anliegen an. Sie wünsche einen längeren Aufenthalt in Greylands zu nehmen, weil sie von der reinen frischen Seeluft einen sehr günstigen Einfluß auf die Gesundheit ihres Kindes hoffe und wolle die Damen um Rath bitten, in welcher Weise sie hier wohl etwas erwerben könne. Sie könne in Musik und Französisch unterrichten oder auch feine Handarbeiten, Stickereien und dergleichen anfertigen.

Die Damen antworteten ihr sehr freundlich, die hübsche Fremde machte auf Beide einen sehr vortheilhaften Eindruck, schüttelten aber auf ihre Bitte die Köpfe, sie hatten weder Rath noch Hülfe für sie.

„Die Kinder, welche wir hier erziehen, gehören armen Eltern an und bedürfen keiner höheren Ausbildung", sagte Schwester Margaret. „Bedürften sie derselben aber, so könnten sie den Unterricht im Kloster erhalten, ja wir würden sogar selbst sehr dankbar sein, könnten wir Zöglinge aus bessern Klassen bekommen, denn wir sind recht arm. Schwester Charlotte spricht sehr gut französisch und Schwester Mona ist eine vorzügliche Klavierspielerin. Auch hinsichtlich der feinen Handarbeiten wüßten wir hier Niemand, der welche anfertigen ließe.

„Seien Sie aber versichert, daß es uns eine große

Freude gewesen sein würde, Ihnen zu helfen, wenn das in unserer Macht stände", fügte Schwester Betsey mit freundlichem Lächeln hinzu.

Madame Guise unterdrückte einen Seufzer und stand auf. Sie erkannte sofort die Sachlage und sah ein, daß das graue Frauenkloster der allerletzte Ort war, wo man ihr Hilfe gewähren konnte. Beim Hinausgehen aus dem Zimmer begegnete ihr in der Thür eine junge Dame von majestätischem Wuchs, wunderbarer Schönheit und vornehmem Anstande.

„Unsere Oberin, Schwester Mary Ursula", sagte Schwester Betsey.

Es war in der That Miß Castlemaine, die seit einigen Tagen in die Schwesterschaft getreten war, und Madame Guise wußte, daß sie die Cousine ihres Mannes vor sich habe. Mary Ursula trug auf ihrem reichen Haar die weiße Mütze, hatte aber die graue Tracht noch nicht angelegt, sondern die Trauerkleider um ihren Vater beibehalten. In den prächtigen dunklen Augen, den schönen Farben und feinen Zügen erkannte Madame Guise wiederum die Aehnlichkeit mit ihrem Gatten und den übrigen Gliedern der Familie Castlemaine. Schwester Mary Ursula verbeugte sich und sprach einige artige Worte. Ma-

dame Guise antwortete mit einem ihrer zierlichen französischen Knixe und setzte ihren Weg fort.

„So ist auch diese Hoffnung fehlgeschlagen", dachte sie, indem sie nach dem Gasthof hinüberschritt. „Ich hätte mir das denken können, wo so viel geschickte und kenntnißreiche Damen bei einander sind, bedarf man der Hülfe anderer Leute nicht."

In ihre Gedanken vertieft, kehrte Madame Guise nicht sofort ins Haus zurück, sondern setzte sich auf die draußen befindliche Bank. Das Fenster des John Bent und seiner Frau gewöhnlich als Aufenthaltsort dienenden Gemaches stand offen, denn Mrs. Bent liebte bekanntlich viel frische Luft. Sie saß auf derselben Bank, auf der mehr als ein Mal ihr unglücklicher Gatte gesessen, blickte, wie er es gethan, auf die Fischer in der Bucht, auf die Boote auf der See, auf die weißen Segel, welche ruhend im Sonnenschein lagen. Sie legte sich die Frage vor, was sie nun versuchen solle, da ihre Hoffnung auf die grauen Schwestern sich als irrig erwiesen hatte und berechnete, von wie viel im Nothfalle, wenn sie keine Beschäftigung bekäme, sie und die kleine Marie wohl leben könnten. Im Zimmer wurde gesprochen; anfänglich hatte sie gar nicht darauf geachtet, allmälig wurden die Stimmen aber deutlicher für ihr Ohr und sie erkannte, daß

Mrs. Bent nicht mit ihrem Manne sprach, sondern daß die zweite Stimme einem jungen lebendigen Manne aus den vornehmeren Ständen angehören müsse. Es war in der That Harry Castlemaine, der am Delphin vorübergegangen und auf einen Schwatz mit der Wirthin eingekehrt war.

„Es erscheint mir als ein großes Opfer, Mr. Harry", war das erste deutliche Wort, das Madame Guise's Ohr traf. „Die grauen Damen sind sehr gut und edel, beinahe Engel, das ist Alles wahr, aber es ist doch kein Leben für Miß Castlemaine."

„Wir hielten ihr das Alles bis zum Ueberdruß vor", entgegnete Harry Castlemaine. „Mein Vater ist tief betrübt darüber. Sprechen wir nicht weiter davon, Mrs. Bent, ich vermag nicht ruhig davon zu reden. Wie geht es dem kranken Kinde?"

„Ganz hübsch, Mr. Harry. Sie hält jetzt oben ihren Mittagsschlaf. Da wir aber einmal von Kindern reden", brach Mrs Bent ab, „was hat denn Miß Flora wieder angerichtet? Wir hörten, sie habe einen Unfall gehabt."

„Sie ist auf eine hohe Gartenleiter geklettert und von der obersten Sprosse heruntergefallen", antwortete Harry gleichmüthig. „Sie macht es ja immer so."

„Hat sie sich schwer verletzt?"

„Nicht bedeutend. Sie hat sich das Gesicht zerschlagen und das Handgelenk verstaucht. Wenn sie nicht bald eine ordentliche Aufsicht erhält, passirt noch ein ernsteres Unglück mit ihr. Sie ist ganz verwildert, da sie so lange ohne Gouvernante ist."

„Als Mrs. Castlemaine das letzte Mal hier war, sagte sie doch, sie habe eine engagirt, Mr. Harry. Es muß das jetzt vierzehn Tage her sein."

„Sie hatte auch eine engagirt, aber die Dame ward krank und gab die Stellung auf. Mrs. Castlemaine ist schwer zu befriedigen, sie verlangt von der Gouvernante vorzügliches Französisch, vorzügliche Musik und diese beiden Dinge sind zusammen und noch verbunden mit anderen unerläßlichen Fähigkeiten nicht so leicht zu finden. Mrs. Castlemaine sprach heute Morgen davon, wieder eine Anzeige in den Zeitungen zu erlassen."

„Mein Gott! Wenn man denkt, daß eine solche Stelle ausgeboten werden muß!" rief die Wirthin. „Eine schöne Wohnung, ein gutes Leben und — und wie viel Geld das Jahr, Mr. Harry?"

„Ich glaube fünfzig Guineen", sagte der junge Mann leicht hin, als wenn fünfzig Guineen ein Pappenstiel wären. Mrs. Bent erhob Augen und Hände zum Himmel.

„Fünfzig Guineen! — und Wohnung und Kost! Und nur eine kleine Dame zu unterrichten! Du meine Güte, Mr. Harry, man sollte denken, die Hälfte der Damen von England kämen danach gelaufen.“

Eine Dame war in der That bereit danach zu „laufen“, nämlich die, welche draußen auf der Bank sitzend, das Gespräch mit angehört hatte. Ihr Mund öffnete sich, ihre Wangen rötheten sich vor Aufregung. Wenn sie selbst diese Stelle erhalten — eine Bewohnerin des Hauses werden könnte, in welchem ihres Gatten Feind, James Castlemaine, lebte. Wie ganz anders war ihr alsdann der Weg für die Entdeckungen, welche sie zu machen hatte, geebnet, als dies jetzt oder in jeder andern Beziehung, unter welcher sie am Orte blieb, möglich erschien. Täglich, stündlich konnte sie Mr. Castlemaine beobachten und es mußte sicher ihre Schuld sein, wenn sie dem Verbrechen nicht auf die Spur kam! Daß sie dem Amte gewachsen war, daran hegte sie keinen Zweifel. Französisch war ihre Muttersprache, in der Musik war sie eine vollendete Künstlerin und in den gewöhnlichen Schulwissenschaften verstand sie auch zu unterrichten.

Die Röthe der Erregung brannte noch auf ihren Wangen, als Harry Castlemaine aus dem Hause trat. Er sah sie auf der Bank sitzen, zog seinen Hut, redete

sie höflich an und drückte ihr seine Freude aus, daß, wie er gehört habe, das kleine Mädchen sich in der Genesung befinde. Madame Guise erhob sich, es war das erste Mal, daß sie mit ihm sprach.

„Ich danke Ihnen für Ihre Theilnahme, mein Herr, ja es geht ihr viel besser. Und ich — ich bitte um Vergebung — mir war, als hörte ich Sie soeben zu Madame Bent sagen, es mache Schwierigkeiten, eine Gouvernante für Ihr Haus zu finden."

„Meine Angehörigen finden es so. Warum? — Wissen Sie eine?" fügte er lächelnd hinzu.

„Ich denke, ich weiß eine."

„Mrs. Castlemaine ist sehr schwer zu befriedigen, besonders hinsichtlich des Französischen", sagte er immer noch lächelnd. „Das Französische mehrerer der Damen, welche sich meldeten, erwies sich als das richtige Englisch-Französisch und das mochte sie nicht. Sollten Sie wirklich eine geeignete Dame wissen, Madame, so würden Sie Mrs. Castlemaine sehr verbinden, wenn Sie ihr dieselbe zuführten."

„Ich werde darüber nachdenken, mein Herr."

Er zog abermals den Hut und empfahl sich ihr. Madame Guise sah ihm nach und dachte, der Himmel

sorge sichtlich für sie, indem ihr so plötzlich die Möglichkeit eröffnet ward, Eingang in Mr. Castlemaine's Haus zu finden.

Viertes Capitel.

Unter falschen Angaben.

Charlotte Guise trat in ihrem besten Traueranzuge aus dem Hauptthor des Delphin. Es war ein heiterer Nachmittag und die Felder waren wieder grün. Dieselben lagen auf der andern Seite ihres Weges, denn sie wandte sich nach Greylands Ruhe und betrat die dorthin führende Allee, welche etwa eine halbe Stunde lang und zu beiden Seiten mit mehreren Reihen schöner Eichen, Ulmen, Birken, Pappeln, Linden und anderen Bäumen besetzt war. Am Ende der Allee befand sich die zu der Besitzung führende Gitterpforte.

Das Haus lag ruhig und still im Sonnenschein. Madame Guise verschlang es beinahe mit den Augen, denn es war der Ort, der ihrem theuren Gatten wahrscheinlich das Leben gekostet hatte. Hätte er keinen Anspruch darauf erhoben, war er vielleicht noch jetzt am Leben, und sie hoffte von ganzem Herzen, daß es vor

ihrem eigenen Tode noch bewiesen werde, ob dieser Anspruch gerecht oder ungerecht sei. Sie ging um den schönen grünen Rasenplatz herum, an den Sitzen, Bäumen, Gebüschen und Blumenbeeten vorüber und gelangte zu der Thür des Herrenhauses, die auf ihr Klingeln von Miles geöffnet ward.

„Kann ich Mrs. Castlemaine sprechen?"

„Mrs. Castlemaine ist ausgefahren, Madame, aber Mr. Castlemaine ist zu Hause."

Sie zögerte einen Augenblick. Der bloße Name des Herrn von Greylands erfüllte ihr Herz mit bleicher Furcht, von der anderen Seite besorgte sie aber, durch einen längeren Aufschub könne sie der Stelle verlustig gehen und antwortete deshalb, es wäre ihr angenehm, wenn sie Mr. Castlemaine sehen könnte. Miles ließ sie in die Halle treten — ein hübscher altmodischer Raum, in dem ein Holzfeuer brannte, und führte sie von dort nach einem Gang, auf dem rechter Hand der Salon lag, in den er sie eintreten ließ.

Mrs. Castlemaine machte gewöhnlich jeden Tag eine Spazierfahrt. Diesen Nachmittag hatte sie Flora mit sich genommen, deren Gesicht in Folge ihres Falles von der Leiter durch verschiedene schwarze Pflaster geschmückt war. Im rothen Zimmer saß Ethel und malte einen Licht-

schirm; Mr. Castlemaine stand mit dem Rücken gegen den Kamin und unterhielt sich mit ihr. Sie sprachen von Miß Castlemaine.

„Papa, ich glaube nicht, daß wir darauf hoffen dürfen", sagte Ethel. „Verlaß Dich darauf, Mary kommt nicht wieder heraus."

Mr. Castlemaine's Gesicht verfinsterte sich bei diesen Worten. Obgleich er dieselbe Ueberzeugung hatte, war ihm der Schritt, den seine Nichte durch ihren Eintritt in das Kloster gethan, so unerträglich, daß er eine Bestätigung seiner eigenen Meinung wie eine Beleidigung empfand. Er haßte die grauen Schwestern und würde sie aus Greylands vertrieben haben, wenn dies in seiner Macht gestanden hätte.

„Es ist eine Sünde, so sein Leben zu vergeuden", sagte er in einem tiefen, seinen Schmerz bekundenden Ton. „Ethel, ich denke immer, wir haben es hier nicht verstanden, sie glücklich zu machen."

„Das war es nicht, Papa. Sie sagte mir, sie habe schon, ehe sie nach Greylands kam, den Plan gehegt."

„Diese zuträgerische, schwatzhafte, unerträgliche Weibergesellschaft. Mary Ursula hätte — Was giebt es Miles?" Der Diener war ins Zimmer getreten und stand wartend, um seine Meldung anzubringen.

„Es ist eine Dame da, die Mrs. Castlemaine zu sprechen wünschte. Als ich ihr sagte, meine Gebieterin sei ausgefahren, entgegnete sie, dann möchte sie gerne einige Worte mit Mr. Castlemaine sprechen. Sie ist im Salon."

„Was für eine Dame ist es", fragte Mr. Castlemaine.

„Ich weiß es nicht ganz genau, aber mir kommt es vor, als wäre es die, welche sich mit dem kranken Kinde im Delphin aufhält. Wer sie aber auch sei, so ist sie eine sehr gut aussehende und gut sprechende junge Dame."

„Ich habe keine Ahnung, was sie von mir wollen kann", bemerkte Mr. Castlemaine, während er nach dem Salon ging und die Hand auf den Thürdrücker legte. Gedanken sind schnell, und noch ehe er die Thür geöffnet, hatte ihn eine Idee durchzuckt, was sie wohl zu ihm führe.

Sie saß in dem schönen, aber niedrigen Zimmer am Kamin und hatte ihr Gesicht absichtlich von dem einen großen Portrait, das dem Kaminspiegel gegenüber hing, abgewendet, denn dessen Aehnlichkeit mit ihrem Manne hatte sie mit Grauen erfüllt. Sie erhob sich bei Mr. Castlemaine's Eintritt und verbeugte sich, wie sich nur eine Französin zu verbeugen versteht. Er sah vor sich eine elegante junge Frau mit einem angenehmen Gesichte und etwas schüchternem Wesen. Mr. Castlemaine hielt sie

für blöde und wahrscheinlich wenig an den Verkehr mit fremden Leuten gewöhnt, denn sie zitterte in den ersten Minuten ihres Beisammenseins sichtlich. Der Gedanke war ihm durch den Kopf geschossen, die Dame, durch die Krankheit ihres Kindes in ihrer Reise aufgehalten und zu Ausgaben genöthigt, sei vielleicht in Geldverlegenheit und wolle ihn um ein Darlehen zur Fortsetzung ihrer Reise bitten. Er würde ihr mit Freuden gedient haben, denn er hatte ein großmüthiges Herz und eine offene Hand, war aber nicht wenig erstaunt, als er den wahren Zweck ihres Besuches kennen lernte, nämlich, daß sie sich um die erledigte Stelle einer Gouvernante in seinem Hause bewerben wolle. Die Geschichte, welche sie erzählte, klang sehr glaublich und der durchaus nicht argwöhnische Mr. Castlemaine zweifelte keinen Augenblick an der Wahrheit ihrer Angaben. Die Dame machte einen vortheilhaften Eindruck auf ihn und er war sehr höflich gegen sie.

Sie sei eine Wittwe, sagte sie, und aus zwei Gründen von Paris nach England gekommen. Zuvörderst wolle sie einen Verwandten aufsuchen, der, wie sie glaube, irgendwo in England sich aufhalte, obgleich sie nicht genau wisse, ob er noch am Leben sei; dann aber wolle sie sich um eine Stelle als Gouvernante bemühen, denn man habe ihr gesagt, gute französische Gouvernanten würden hier

gut honorirt und ihre Mittel wären nur gering, nicht ausreichend, sich und ihre kleine Tochter anständig zu erhalten. Auf ihrer Reise sei das Kind erkrankt und sie habe sich daher genöthigt gesehen, in Greylands zu bleiben. Der Ort gefalle ihr, da er ihr offen und gesund erscheine und sie habe daran gedacht, ob sie nicht gut thue, für einige Zeit mit dem Kinde dort zu bleiben, die Stelle in seinem Hause sei ihr deshalb sehr wünschenswerth und sie würde sich glücklich schätzen, sie zu erlangen.

„Verzeihen Sie, Madame, was würden Sie aber in diesem Falle mit dem Kinde thun?“ fragte Mr. Castlemaine.

„Ich würde die Kleine bei irgend einer guten Frau in Pflege geben. Das wird keine Schwierigkeiten bieten und sie hätte dabei den Vortheil, die Seeluft genießen zu können. In meiner Heimath werden weit mehr Kinder in Kostpflege als zu Hause aufgezogen.“

„Ich habe davon gehört“, bemerkte Mr. Castlemaine. „Sie sprechen für eine Französin merkwürdig gut englisch, Madame. Sind Sie viel in diesem Lande gewesen?“

„Noch niemals, mein Herr. Meine Mutter war eine Engländerin und redete stets in ihrer Muttersprache mit mir. Ich bin auch in ihrem Glauben erzogen und Protestantin. Mein Vater war Franzose und Katholik. Bei-

ihrer Verheirathung war ausgemacht worden, daß von den aus der Ehe hervorgehenden Kindern die Knaben im Glauben des Vaters und die Mädchen im Glauben der Mutter erzogen werden sollten. Es kamen indeß keine Söhne, sondern nur eine Tochter — ich."

Dies war Alles wahr. Madame Guise fügte nur nicht hinzu, denn es war nicht nothwendig, daß ihr Vater gegen Ende seines Lebens sich in gewagte Spekulationen einließ und sein ganzes Vermögen einbüßte. Er sowohl wie ihre Mutter waren nicht mehr am Leben.

„Ich vermuthe, es sind Verwandte Ihrer Mutter, die Sie in England aufsuchen wollen", fuhr Mr. Castlemaine fort.

„Ja, Mr. Castlemaine", antwortete sie nach einem Moment des Zögerns, denn es kam Charlotte Guise hart an, mit voller Absicht eine Unwahrheit zu sprechen, so sehr die Nothwendigkeit dies auch entschuldigen mochte. „Meine Mutter pflegte von einem Verwandten, den sie hier hatte — einem Bruder — zu reden. Er lebt vielleicht nicht mehr, ich weiß es nicht."

„In welchem Theile Englands wohnt er?"

„Ich glaube, er muß ein Reisender gewesen sein, denn er hielt sich nie dauernd an einem Orte auf. Bald bekamen wir von ihm Nachrichten aus dem Süden Eng-

lands, bald aus dem Norden und bald aus dem Westen. Meistens schien er in entlegenen Gegenden, wie sie meine Mutter nannte, in Cumberland und Westmoreland zu leben."

„Cumberland und Westmoreland", wiederholte Mr. Castlemaine. „Ei, ei, haben sie keine besseren Anhaltspunkte für sein Auffinden?"

„Nein, mein Herr, keine andern. Wie gesagt, ich weiß nicht, ob er noch lebt oder todt ist."

„Es scheint mir aber, verzeihen Sie, ein etwas abenteuerliches Unternehmen, auf so schwache Anhaltspunkte hin die weite Reise zu machen, um ihn aufzusuchen. Wie heißt er?"

„Der Mädchenname meiner Mutter war Williams und er ist ihr Bruder."

Mr. Castlemaine schütttelte den Kopf. „Ein häufig vorkommender Name", sagte er; „ich fürchte, Sie werden es recht schwierig finden, ihn ausfindig zu machen, Madame."

„Ja, das fürchte ich auch; jene Gegenden sind so sehr entlegen. Keinenfalls möchte ich für den Augenblick die Nachforschung fortsetzen. Meine kleine Tochter ist noch zu jung zum Reisen, das habe ich jetzt eingesehen."

Madame Guise hatte in Allem, was sie sagte, die

einfache Wahrheit gesprochen; die Thatsachen verhielten sich genau, wie sie angab. Die einzige Unwahrheit bestand in der Vorspiegelung, daß sie nach England gekommen sei, um jenen nie gesehenen Onkel aufzusuchen. Während ihrer langen Reise durch Frankreich hatte sie sich oft gesagt, wenn sie ihren Mann gefunden, könne sie mit dem zusammen ihren Onkel suchen, das war aber auch Alles.

„Ja, die Kleine ist zu jung und zart zum Reisen", fuhr Madame Guise fort, „ich darf sie den Strapazen nicht aussetzen. Ihre Krankheit hat mich sehr geängstigt und ich möchte, wenn irgend möglich, mit ihr hier an der See bleiben. Wenn Sie mich in ihr Haus aufnehmen wollten, mein Herr, würde ich mein Bestes thun, die Studien Ihrer Tochter zu leiten."

„Aber könnten Sie sich auch damit befreunden, im Hause eines Fremden eine solche Stellung einzunehmen, nachdem Sie die Gebieterin eines eigenen Haushaltes gewesen sind?" fragte Mr. Castlemaine bedächtig, im Angedenken an das herrschsüchtige, launenhafte Wesen seiner Frau.

„O mein Herr, Bettler dürfen nicht wählerisch sein, sagt das Sprüchwort. Ich muß etwas thun, um meinen Unterhalt zu erwerben und zöge dies allem andern vor."

„Mrs. Castlemaine bietet fünfzig Guineen Honorar jährlich."

„Das erscheint mir eine große Summe, mein Herr", war die ehrliche, aufrichtige Antwort. „In Frankreich werden mit wenigen Ausnahmen die Gouvernantenstellen nicht so hoch bezahlt wie in England. Es würde mir natürlich gestattet sein, auszugehen, um mein Kind zu sehen."

„Ei gewiß, so oft es Ihnen beliebte, Madame. Sie würden hier Ihre vollständige Freiheit haben — ganz als zu uns gehörig betrachtet werden. Mrs. Castlemaine — doch da ist sie; sie kommt soeben nach Hause."

Der Herr von Greylands hatte die Equipage vorfahren gehört. Er verließ das Zimmer und erklärte seiner Frau mit einigen schnellen Worten, was sich ereignet hatte. Mrs. Castlemaine gefiel der Plan sehr und sie kam herein, ohne erst ihren schwarzen mit Crèpe garnirten Atlaspelz abzulegen. Sie stellte sofort ein Examen über die Fähigkeiten der Applikantin an.

„Ich bin eine tüchtige Pianistin, Madame, wie Sie hier zu sagen pflegen", versetzte Madame Guise. „Mein Französisch ist selbstverständlich und ich kann auch tanzen lehren, aber nicht zeichnen, das verstehe ich nicht."

„Zeichnen ist von untergeordneter Bedeutung", er=

widerte Mrs. Castlemaine; „könnten Sie den Unterricht in den Schulwissenschaften in englischer Sprache ertheilen?“

„Warum nicht, Madame? Ich bin im Englischen ebenso gut unterrichtet, wie im Französischen. Ich besitze auch Geschicklichkeit im Sticken und anderen feinen Nadelarbeiten.“

„Wissen Sie aber auch, daß Sie Miß Reene's Musikunterricht ebenfalls mit übernehmen müssen? Sie ist meine Stieftochter.“

„Es würde mir ein Vergnügen sein, Madame. Ich liebe Musik leidenschaftlich.“

Mr. Castlemaine kam wieder ins Zimmer. „In welchem Theile von Frankreich haben Sie gelebt?“ fragte er. „Wenn ich Sie recht verstanden, so sagten Sie in Paris?“

Wieder eine Nothlüge oder doch etwas derselben sehr Aehnliches für Charlotte Guise. Sagte sie: Ich komme aus der Dauphiné und habe in der Nähe von Gap gelebt, so konnte sie sofort den Verdacht rege machen. Sie unterdrückte einen aufsteigenden Husten und antwortete nicht ohne Anstrengung: „Nicht gerade in Paris. In der Nähe.“

„Und — verzeihen Sie — können Sie Zeugnisse beibringen?“

Madame Guise blickte traurig auf. Das Blut stieg ihr ins Gesicht, aus Furcht den Platz zu verlieren, der ihr schon so ziemlich sicher geschienen hatte.

„Ich wüßte nicht wie. Ich habe noch nie eine Gouvernantenstelle bekleidet, es könnte also in dieser Beziehung Niemand etwas über mich aussagen. Ich bin aus guter Familie, mein Vater war ein Rentier und sehr geachtet, und daß ich von anständigen Sitten und Manieren bin, werden Sie doch wohl nicht bezweifeln, mein Herr", fügte sie hinzu und die Thränen der Erregung stiegen ihr in die Augen, als sie zu ihnen aufblickte.

Sie sahen sie ebenfalls an. Mr. Castlemaine dachte, welche hübsche, vornehme, ernste Dame das sei, eine, die man in der That auf Glauben nehmen könne; Mrs. Castlemaine dagegen war gänzlich bestochen von der Aussicht auf reines Französisch für Flora und brannte, den Handel richtig zu machen. Madame Guise deutete das Schweigen falsch und glaubte, sie nähmen Anstand.

„Ich könnte Ihnen einen Brief von Paris schreiben lassen", sagte sie. „Ich besitze dort Freunde, die Ihnen befriedigende Auskunft geben könnten, daß ich von guter Familie und guter sittlicher Führung bin. Wäre noch mehr nothwendig?"

„Es ist durchaus nicht mehr nothwendig, sondern

vollkommen ausreichend," beeilte sich Mrs. Castlemaine zu sagen. Und ohne selbst auf den versprochenen Brief zu warten — der wie sie sagte, später kommen könne — engagirte sie die Gouvernante auf der Stelle. Mr. Castlemaine begleitete Madame Guise bis zur Thür und nicht der leiseste Verdacht stieg ihm auf, wer sie eigentlich sei.

Madame Guise kehrte von der Unterredung zurück, die für sie in einer Beziehung nicht befriedigend ausgefallen war oder besser nicht befriedigend für ihre vorgefaßte Meinung. Sie hatte sich Mr. Castlemaine als ein großes Ungeheuer der Ungerechtigkeit vorgestellt, als einen listigen, grausamen, finstern Mann, vor dem alle Welt zurückschrecken mußte, und fand einen sehr gut aussehenden, angenehmen, höflichen Herrn mit den besten Manieren, einem gütigen und anscheinend aufrichtigen Wesen und der wunderbarsten Aehnlichkeit mit seinem Bruder Basil und ihrem eigenen beklagenswerthen Gatten, Anthony. Wie war es möglich, fragte sie sich selbst, daß ein allem Anscheine nach so gesitteter und gebildeter Mann ein solches Verbrechen begehen konnte? Wie weit ging doch die Verstellungskunst großer Verbrecher!

Mrs. Bent hatte, als sie ihr den Plan mittheilte, ihre kleine Tochter in Kostpflege zu geben, sehr viele Einwände dagegen.

„Das kleine süße Kind zu einer jener alten Frauen geben! Damit wir eines Tages hören, daß sie es von den Klippen rollen oder in die See fallen gelassen? Ich würde so etwas mit meinem Kinde nicht wagen, Madame."

„Ich muß aber etwas mit ihr beginnen", sagte Madame Guise, sich auf die Lippen beißend. Ihren Plan aufgeben wollte sie nicht, sie glaubte, der Himmel selbst sei ihr dabei behilflich gewesen; aber Niemand wußte, was es sie kostete, sich von ihrem Kinde zu trennen. Seit der Stunde seiner Geburt hatte sie es beständig um sich gehabt. Die Hingebung mancher Französinnen für ihre Kinder ist ebenso merkwürdig, wie die Vernachlässigung anderer.

„Es giebt nur Eins, was Sie mit ihr thun können, wenn ich Ihnen rathen soll, Madame, und das wäre zehnmal besser, als sie einer alten Wärterin anvertrauen."

„Und das wäre?"

„Bringen Sie sie zu den grauen Schwestern, das ist mein Vorschlag", rief Mrs. Bent.

„Zu den grauen Schwestern!" wiederholte Madame Guise überrascht. „Würden die ein so kleines Kind, das kaum sprechen kann, nehmen?"

„Ich glaube, sie nehmen es, und mit Freuden. Kinder sind ja für sie wie Spielsachen. Sie haben Tag

für Tag die Kinder der Fischer bei sich, die sie erziehen und unterrichten, und wenn die Kleinen krank sind, behalten sie sie sogar des Nachts da."

Kein Vorschlag konnte Madame Guise willkommener sein. Es war nur zu verwundern, daß sie nicht selbst auf den Gedanken gekommen war und dies würde auch ohne Zweifel geschehen sein, wäre Marie älter gewesen. Um die Angelegenheit aus dem Kopf zu bekommen, ging sie sofort nach dem Kloster hinüber. Schwester Charlotte empfing sie und hörte ihre Anfrage mit Freuden.

Ein süßes kleines Kind als Pflegling bei sich aufnehmen! Gewiß wollten sie das, und ihm die liebevollste Sorgfalt widmen, und es, wie sie hofften, so erziehen, daß es den Weg zum Himmel finde. Sie hätten sehr gern einige Kinder aus den besseren Klassen, gleichviel von welchem Alter, gehabt, denn das dafür gezahlte Geld wäre eine große Hülfe für die arme Schwesterschaft gewesen, obgleich sie sich jetzt, nachdem sich die neue Schwester — Mary Ursula — ihnen angeschlossen, in viel bessern Umständen befänden.

„Ich bin so froh, daß Sie mir sagen, sie dürfe kommen", versetzte Madame Guise. „Ich hatte gefürchtet, meine Kleine sei zu jung. Es muß ihr noch Alles gethan werden und sie spricht auch noch nicht deutlich.

Englisch kann sie noch gar nicht sprechen, obgleich sie es versteht."

„Sie wird es bald mit uns sprechen und wir werden uns redlich bemühen, daß sie sich hier glücklich fühlt. Aber ich muß unsere Oberin rufen", setzte Schwester Charlotte hinzu, „denn ich kann nicht allein entscheiden, obgleich ich weiß, wie willkommen es ist."

Die Oberin kam herein in der Person von Miß Castlemaine oder, wie sie jetzt hieß, Schwester Mary Ursula. Sie begrüßte Madame Guise in ihrer anmuthigen, gewinnenden Weise und reichte ihr die Hand zum Willkommen. Irgend ein Zug ihres Gesichtes oder ein Blick ihres Auges — es war schwer zu bestimmen — gab ihr zuweilen solche Aehnlichkeit mit dem verlorenen, unglücklichen Anthony, daß Madame Guise die Anwandlung einer Ohnmacht fühlte. Aber sie mußte sich beherrschen; sie hatte jetzt eine Rolle übernommen, hinter der ihr eigenes Selbst zurückzutreten hatte.

Schwester Mary Ursula setzte sich ihr gegenüber und hörte, ihren schönen Kopf leicht vorbiegend, das glänzende Auge auf sie gerichtet, mit Aufmerksamkeit an, was Madame Guise ihr mitzutheilen hatte, nämlich, daß sie die Stelle als Gouvernante auf Greylands Ruhe angenommen habe

und ihr Kind bei den grauen Schwestern in Pflege zu geben wünsche.

„Glauben Sie, daß die Stellung auf Greylands Ruhe Ihnen zusagen werde? — fühlen Sie, daß Sie, was Sie da unternehmen, gern thun werden?“ fragte Miß Castlemaine, als Madame Guise schwieg.

„Ja. Ich bin sehr froh, die Stelle erhalten zu haben.“

„Dann kann ich nur sagen, daß ich hoffe, Sie mögen sich glücklich darin fühlen und Alles finden, wie Sie es wünschen. Ihr Zögling, Miß Flora Castlemaine, ist eigenwillig und von der Mutter sehr verzogen. Ich hoffe, es werde Ihnen gelingen, sie auf bessere Wege zu bringen.“

„Und Sie wollen mein kleines Mädchen nehmen, Madame?“

„Gewiß. Es ist sehr hübsch von Ihnen, daß Sie uns das Kind anvertrauen wollen.“

„Nein, es ist hübsch von Ihnen, daß Sie sie nehmen, Madame. Ich bin sehr froh darüber. Und wie viel soll ich für sie zahlen? Sagen wir das Trimester — für drei Monate.“

Miß Castlemaine schüttelte lächelnd den Kopf. „Ich bin noch nicht lange genug hier, um das nach eigenem Ermessen bestimmen zu können“, sagte sie; „bei allen der-

artigen Dingen frage ich Schwester Mildred um Rath. Wir werden Sie das im Laufe des Tages wissen lassen."

Madame Guise stand auf. Hätte nicht der furchtbare Verdacht auf ihr gelegen, wäre sie nicht gezwungen gewesen, eine Rolle zu spielen, um das Verbrechen ans Licht zu bringen, wie gerne hätte sie sich in die Arme dieser liebenswürdigen Dame geworfen und ihr unter Thränen gesagt: „Sie sind die Cousine meines Gatten. Haben Sie Mitleid mit mir, denn ich war Anthony's Frau!" Aber es durfte nicht sein. Sie hatte die Aufgabe übernommen und mußte sie lösen.

Abends brachte Schwester Anna ein von Schwester Margaret geschriebenes zierliches Briefchen an Madame Guise, aus welchem dieselbe ersah, daß die Damen eine sehr geringe Summe als Pension für das kleine Mädchen festgestellt hatten. Vier Pfund das Vierteljahr oder sechszehn Pfund für das Jahr.

„Cent francs par trimestre", übersetzte sich Madame Guise in ihrer Sprache. „Es ist sehr mäßig, Marie ist freilich auch noch sehr klein."

Am nächsten Tage ward das Kind in das Kloster gebracht und dort als eine Mademoiselle Guise aufgenommen. Die guten Damen würden sehr erstaunt gewesen sein, hätte ihnen Jemand gesagt, der wahre Namen

ihres kleinen Pfleglings sei ganz derselbe, wie der ihrer Oberin — Mary Ursula Castlemaine. Es war nicht zu befürchten, daß die Kleine Geheimnisse verrathe. Sie war für ihr Alter sehr zurück, nicht allein im Sprechen, sie schien ihren Vater gänzlich vergessen zu haben und konnte nicht angeben, wie der Ort hieß, wo sie früher gewesen. Nur bei der Trennung von der Mutter war Unruhe von ihr zu befürchten. Man rieth Madame Guise, sie die ersten drei oder vier Tage nach ihrer Uebersiedelung ins Kloster nicht zu besuchen, um ihr Zeit zu lassen, sich mit der Veränderung und der neuen Heimath auszusöhnen.

Die Trennung war eine grausame Prüfung für die Mutter, welche weit schwerer darunter litt als das Kind. Am folgenden Tage, einem Sonntage, denn es war an einem Sonnabend, als sie die kleine Mary ins Kloster brachte, sah sie dieselbe aus der Ferne. Die kleine Kirche war bei dem um drei Uhr stattfindenden Nachmittagsgottesdienst gefüllt und Pastor Marston leierte zur Erbauung seiner Gemeinde seine Gebete und seine Predigt ab. Die kleine Mary saß in dem großen Kirchenstuhl bei den grauen Schwestern zwischen der schwarzgekleideten Schwester Mary Ursula und der grau gekleideten Schwester Betsey. Die Letztere, die eine große Vorliebe für Kinder besaß, hatte die Kleine unter ihre besondere

Obhut genommen. Mary war ebenfalls schwarz gekleidet und ein scharfer Beobachter würde eine gewisse Aehnlichkeit zwischen ihr und der neben ihr sitzenden stattlichen Oberin herausgefunden haben. Das Kind sah glücklich und zufrieden aus. Als die Gemeinde sich erhob, um den Glauben zu sagen, erspähte sie ihre Mutter und rief weit mehr zum Entsetzen der Umsitzenden als des Pastors, dessen Mund sich zu einem Lachen verzog, die Hände ausstreckend: „Maman, Maman!“ wobei sie unaufhörlich nickte. Nur mit Mühe konnte Schwester Betsey sie beruhigen.

Madame Guise saß bei Mr. und Mrs. Bent und nahm in deren Beichtstuhl den Ehrenplatz ein. Auf dem mit rothen Gardinen versehenen Chor, der zu Greylands Ruhe gehörte, saß Mr. Castlemaine mit seiner Familie; seine Frau mit zusammengekniffenem Gesichte, denn sie war kalt geworden; Harry schlank, frei und einnehmend wie immer; Flora mit dem bepflasterten Gesichte überall umherblickend; und Ethel Reene fromm, bescheiden und lieblich. Sie waren alle in Schwarz wegen der Trauer um Mr. Peter Castlemaine. Ihre ebenfalls Trauerkleider tragende Dienerschaft hatte einen Stuhl hinter den grauen Schwestern inne. Es war auffallend, daß Mr. Castlemaine seinen Kopf nicht ein einziges Mal nach diesen Damen herumwandte. Er hatte sie nie leiden mögen und

der von seiner Nichte gethane Schritt hatte ihn tiefer betrübt, als er sich merken lassen mochte. Er hatte seine besonderen Gründe dafür, Gründe, die ihn wünschen ließen, die Damen wendeten Greylands den Rücken, aber er besaß nicht die Macht, ihre Entfernung offen zu betreiben oder mit Gewalt durchzusetzen.

Der Sonntagnachmittag war für die arme Charlotte Guise recht traurig. Sie wollte ihrem kleinen Mädchen beim Herauskommen aus der Kirche nicht begegnen und mischte sich unter die Leute, dies zu vermeiden. Ihr Herz sehnte sich, ihm ein süßes Wort zu sagen, einen zärtlichen Kuß zu geben, aber es war ihr sehr darum zu thun, nach Greylands Ruhe zu kommen, daß sie vor Allem zurückschreckte, was dies verzögern oder des Kindes Aufenthalt im Kloster verzögern konnte. Nachdem sie Thee getrunken, saß sie eine Weile und gab sich ihrer Traurigkeit hin. Es war zuweilen schlimmer, als sie zu ertragen vermochte. Sie mochte vor der Welt ihren Kummer, ihre Angst und Verzweiflung sich nicht merken lassen, denn das hätte Argwohn erregen können, aber in Momenten, wo sie sich allein sah, kam die ganze Bitterkeit ihres Schicksals über sie. Die heute ganz ruhige See breitete sich grau und düster vor ihr aus, denn die Strahlen der untergehenden Sonne trafen sie nicht mehr. Bedeckte dieser

See den Leichnam desjenigen, den sie mehr geliebt hatte als ihr Leben? Zu ihrer Linken erhob sich das Brüderkloster — sie konnte, wenn sie den Kopf weit aus dem Fenster bog, sogar etwas von seinen dunklen Mauern sehen, auf jeden Fall erblickte sie aber diese Seite vom Nonnenkloster und das war etwas. Enthielt dieses Brüderkloster, von welchem so viele düstre Sagen gingen, an das sich der Aberglaube haftete, enthielt es das Geheimniß? Sie glaubte mit Bestimmtheit daran. Von Anfang an hatte die Beschreibung dieses Gebäudes einen unheimlichen Eindruck auf sie gemacht. Dort mußte sie nach dem Schicksal ihres Gatten, vielleicht nach ihm selbst forschen. Ja, sie glaubte, daß nicht die See, sondern diese düstern Mauern ihn verbargen.

„O, Anthony, mein unglücklicher, gemordeter Gatte!" rief sie, die gefalteten Hände in ihrer Verzweiflung emporhebend und durch ihre Thränen sprechend. „Möge der gute Gott mir helfen, Dein Schicksal ans Licht zu bringen."

Die Schatten des Zwielichts wurden tiefer. Fischer mit ihren Frauen und Kindern nach dem Sonntagsspaziergange — dem einzigen Gange, den sie während der sieben Tage mit einander machten — lenkten ihre Schritte heimwärts. Zwei der grauen Damen kamen von den Klippen

und gingen nach dem Kloster. Madame Guise, die sich nunmehr mit einigen der Bewohner bekannt gemacht hatte, fragte sich, ob Jemand in den Cottages krank sei. Auf jener Seite der Klippen lagen viele Wohnungen zerstreut, manche hübsche, behagliche Cottages, andere bloße Hütten.

Als sie so an dem Fenster stand, legte Charlotte Guise sich nochmals die Frage vor, ob sie berechtigt sei, unter falschen Angaben nach Greylands Ruhe zu gehen — berechtigt selbst unter diesen Verhältnissen? Sie hatte während der letzten Tage diese Frage recht oft erwogen und die Antwort darauf war immer, wie auch jetzt, bejahend ausgefallen. Und sie war eine so ehrliche, ehrenhafte Natur, wenn auch der Leser geneigt sein dürfte, das Gegentheil zu urtheilen. Sie hegte nicht den Schatten eines Zweifels, daß Mr. Castlemaine ihrem Gatten das Leben geraubt, es vorsätzlich in der bösen Absicht geraubt habe, den widerrechtlichen Besitz von Greylands Ruhe zu behaupten; sie glaubte heilig und fest, daß ihr vom Himmel die Mission geworden, das Verbrechen ans Tageslicht zu bringen und hielt sich für berechtigt, jeden Schritt zu thun, der sie dabei fördern konnte, jeden Schritt in der Welt, offen oder heimlich, sofern nur unschuldige Personen dadurch keinen Schaden erlitten. Ihr ursprünglicher Plan

war nur gewesen, in dem Dorfe zu bleiben, zu sehen, welche Entdeckungen sie machen könne und zu warten, aber die Gelegenheit, ein Mitglied von Mr. Castlemaine's Haushalt zu werden, hatte sich ihr in so wunderbarer Weise geboten, daß sie nicht zögern konnte, sie zu ergreifen. Und dennoch, obgleich sie sich von ihrem Pfade nicht abbringen ließ, selbst wenn ein Engel vom Himmel gekommen wäre, obgleich sie fest glaubte, der Eingang in das Haus sei ihr durch eine höhere Macht eröffnet worden, rührte sich doch dann und wann das Gewissen und sie verabscheute ihre Handlungsweise.

„Aber ich kann Anthony nicht in seinem unbekannten Grabe lassen", sagte sie in solchen Momenten kläglich zu sich selbst, „und ich sehe keinen andern Weg zur Entdeckung, bin ich doch auf mich ganz allein angewiesen. Begänne ich meine Nachforschungen offen, unter meinem wahren Namen, so würden sie schlimmer als fruchtlos sein, denn Mr. Castlemaine wäre gewarnt. Er ist geschickter als ich, er besitzt hier alle Macht, während ich keine habe, und Anthony könnte für immer ungerächt bleiben, wo er ist."

Die See wurde noch grauer, der Abendstern trat glänzender am Himmel hervor, die Leute waren in ihre Hütten gegangen und hatten die Thüren geschlossen. Er-

müdet von den langsam dahin schleichenden Stunden, krank und traurig von allem Grübeln, setzte Madame Guise ihren Hut auf, nahm einen warmen Mantel um und ging hinaus, um noch einen Spaziergang nach der Bucht zu machen. Unten im Gange begegnete ihr Mrs. Bent, die so ungewöhnlich böse aussah, daß es Madame Guise auffiel.

„Ich habe Mr. Harry Castlemaine einmal meine Meinung gesagt“, erklärte sie, als sie ins Zimmer traten. „Sei still, John Bent, was ich für recht halte, das thue ich. Mr. Harry mag sich in Acht nehmen, daß er in dieser Richtung nicht zu weit geht.“

„Junge Männer reden in der ganzen Welt gern mit hübschen Mädchen, sie thaten es zu meiner Zeit und thun es noch heute“, war Johns beschwichtigende Antwort, indem er aufstand, um seinen Gast zu begrüßen. „Ich sehe aber gar keinen Grund, Frau, weshalb Du so auf Mr. Harry losfuhrst, als er auf seinem Heimwege hier vorüberging, und ihm sagtest, was Du gesagt hast.“

„Besser bewahrt als beklagt“, bemerkte Mrs. Bent kurz. „Ich habe gar nichts dagegen, daß junge Männer gern mit hübschen Mädchen plaudern, nur müssen sie ihres Gleichen sein; aber wenn das zwischen einem vornehmen

Herrn und einer Fischerstochter vorkommt, so ist das etwas Anderes."

„Jane Hallet's Vater war kein Fischer."

„Aber nicht viel mehr", entgegnete Mrs. Bent. „Weil die grauen Schwestern sie erzogen haben und viel aus ihr machen, möchtest Du sie wohl zu einer Dame erheben? — Du hast niemals Verstand gehabt, John Bent, und wirst auch in Deinem ganzen Leben keinen bekommen. Sie ist viel zu hübsch, als daß ihr Mr. Harry Castlemaine nachlaufen dürfte. Er muß ja seit dem Thee beinahe eine Stunde mit ihr gegangen sein "

„Er denkt sich nichts Böses dabei, Dorothy, dafür sage ich gut."

„Das Böse kommt manchmal, ohne daß man es sich denkt, John Bent. Mr. Harry ist leichtsinnig und wild wie ein Märzhase. Ich habe gesehen, was ich gesehen habe, und Jane Hallet thäte besser, wenn sie in Zukunft seine Gesellschaft vermiede."

„Mit Deinem Reden hast Du es aber nicht besser gemacht, Frau, und es war nicht ehrerbietig."

„Besser! Es ist freilich nicht zu hoffen, daß ihn irgend etwas bessert", entschied Mrs. Bent. „Er zieht Alles ins Lächerliche. Hörtest Du, wie er von meiner Sonntagshaube anfing und mich um das Muster bat,

so daß sogar Molly grinste. Sie warf beinahe den Kohleneimer hin, den sie gerade hereinbrachte. Guten Abend unterdeß, Madame, viel Vergnügen für Ihren Spaziergang."

Madame Guise überließ es dem Wirth und der Wirthin, ihren Mr. Harry Castlemaine betreffenden Streit auszumachen und ging nach der Bucht hinüber. Die Schatten wurden tiefer, die Sterne traten glänzend hervor, Nacht bedeckte die Erde, als sie ihre Schritte zurücklenkte. Aber sie ging nicht sogleich wieder in den Gasthof, in Gedanken an ihre Kleine ging sie am grauen Nonnenkloster vorüber. Sie wußte, sie werde das Kind nicht sehen, aber es war schon ein Trost, nach dem Fenster des Zimmers, in dem es weilte, emporzublicken. Madame Guise kam auch an die Pforte, die zu den Kapellruinen führte, und einer plötzlichen Eingebung folgend, öffnete sie dieselbe und ging hinein. Vor allen Dingen sah sie sich vorsichtig um, sich zu überzeugen, daß sie nicht beobachtet werde; Niemand durfte wissen, daß sie an diesem Orte Antheil nehme, denn es hätte Verdacht erregen können. Haben wir ein gefährliches Geheimniß zu bewahren, so werden wir überängstlich; so erging es auch Madame Guise.

Sie ging durch die Ruinen und blickte lange über die von hier so großartig anzuschauende See. Dann

wandte sie sich nach dem Brüderkloster und betrat es durch die zerbröckelnde Thür in den einst so festen Mauern.

O, wie dunkel war es hier? Nachdem sich ihre Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, war es ihr, als sei sie unter den Bogen von Säulengängen. Sie sah hier und dort hin, bemüht, die Geheimnisse zu durchdringen, that bald einen Schritt nach dieser, bald nach jener Richtung und zitterte dabei vor Furcht, sie könne das Gespenst erblicken, welches in dem alten Gemäuer umgehen sollte. Plötzlich ließ sich über den Bogen ein Flattern wie von großen Flügeln hören. Die arme Charlotte Guise, abergläubisch von Natur und Erziehung und noch jung an Jahren, ward von einem so heftigen Schreck ergriffen, daß ihr sogar die Stimme verging und sie nicht einmal schreien konnte. War es der Geist ihres Gatten, der sich ihr mitzutheilen strebte? fragte sie sich — und man darf sie deshalb nicht zu hart tadeln. Sie war in dem Glauben an Gespenster aufgewachsen, glaubte ernstlich, daß es den Todten zuweilen gestattet sei, die Erde wieder zu besuchen. Es ward wieder still und ihre Furcht verlor sich etwas.

„Bist Du hier, Anthony?“ fragte sie halblaut, „bist Du in einem Winkel dieses einsamen Ortes, den Augen der Menschen verborgen eingescharrt? O, höre mich mein

Gelübde wiederholen, daß ich dieses grauenhafte Geheimniß enthüllen will! Mit der ganzen Macht, welche die Verhältnisse und die Verstellung mir verleihen, will ich streben, Dich zu finden, Anthony, und an Mr. Castlemaine heimzusuchen —"

Das Geräusch von vorher wiederholte sich noch unheimlicher, es flatterte und rauschte über ihrem Kopf. Fast zu Tode erschrocken schrie sie auf. Das Echo wiederholte den Schrei, und mit einem andern Schrei, nicht halb so schrill wie der ihrige, erhoben sich die rauschenden Flügel und flogen der See zu. War es das hier umgehende Gespenst? — oder war es der Geist ihres Gatten? — was war es? Am Boden liegend, den Kopf gegen eine Säule gedrückt, legte sich Charlotte diese angstvollen Fragen vor, und erst, nachdem ihre Furcht sich etwas gelegt, dachte sie daran, was ihr die Vernunft sogleich hätte sagen sollen, daß es eine von ihr aufgescheuchte Eule oder vielleicht ein großer Seevogel gewesen sei.

Mit todtenbleichem Gesicht und schlotternden Gliedern kehrte sie nach der Eingangspforte zurück, durchschritt sie und verließ das Brüderkloster.

Fünftes Capitel.

In Greylands Ruhe.

„Non, mademoiselle, je ne veux pas".

„Weil Ethel ebenso gut französisch versteht, wie Sie, brauche ich es doch nicht auch zu können. Wenn Sie mir auf französisch sagen, was ich zu thun habe, so kann ich es natürlich nicht thun, denn ich verstehe kein Wort von dem, was Sie sagen."

Es war der erste Morgen, an welchem Madame Guise Unterricht gab, ein Dienstag; sie war Tags zuvor eingetreten. Sie, Ethel und Flora saßen um den Tisch im Schulzimmer, einem kleinen Gemach mit den Fenstern nach dem Küchengarten, einem alten Teppich auf dem Flur, gebeizten Rohrstühlen und einem tafelförmigen Klavier an der dem Kamin gegenüberliegenden Wand. Ethel schrieb Noten. Madame Guise war bemüht, sich über Flora's Kenntnisse zu orientiren, um darnach ihren Unterrichtsplan feststellen zu können und verlangte, daß sie in französischer Sprache antworte.

„Was Sie auch mit Flora vornehmen, Madame Guise, bitte, sprechen Sie stets französisch mit ihr", war die erste Anweisung, welche Mrs. Castlemaine der neuen Gouvernante gegeben hatte. „Vor allen Dingen wünsche ich, daß sie im Französischen Fortschritte mache und es so geläufig sprechen lerne, wie Miß Reene." Madame Guise ließ sich das gesagt sein, aber schon bei dem ersten Versuche, dieser Anordnung nachzukommen, lehnte sich Flora dagegen auf und behauptete, sie verstehe das Französische nicht.

Madame Guise war unschlüssig. Sie war keineswegs gesonnen, sich eigenwilligen Ungehorsam gefallen zu lassen; von der andern Seite war es doch aber Zeitverschwendung, ihre Gebote in einer ihrer Schülerin unverständlichen Sprache zu geben. Fragend wandte sie ihre Blicke nach Ethel.

„Ich weiß auch nicht recht, was ich Ihnen rathen soll, Madame", sagte Ethel französisch. „Flora sollte im Stande sein, Sie zu verstehen, sie war aber immer unaufmerksam und kann es vielleicht nicht. Miß Oldham und die Gouvernante, die vor ihr hier war, sprachen nicht so gut französisch, wie Sie und hielten möglicherweise nicht besonders darauf, daß es Flora sprach."

„Wie kommt es, daß Sie es so gut sprechen?" fragte Madame.

„Ich? O ich hatte als Kind eine französische Bonne, dann eine französische Gouvernante und war zur Vollendung meiner Erziehung zwei Jahre in Paris.“

„Alle drei Gouvernanten, die ich gehabt habe, sprachen nicht französisch mit mir“, unterbrach Flora vorwurfsvoll. „Nicht eine von ihnen.“

„Haben Sie schon drei Gouvernanten gehabt? Das ist in Ihrem Alter sehr viel“, bemerkte Madame Guise.

„Sie taugten alle Drei nichts“, war die schnippische Antwort.

„Oder Sie waren eine schlechte Schülerin? Bei mir müssen Sie eine bessere sein.“

Ethel hatte ihren wohlgeformten Kopf mit dem dunklen Haar über ihr Notenblatt gebeugt und sagte nichts. Madame Guise beschloß, wenigstens für diesen Morgen mit Flora englisch zu sprechen, um nur erst mit ihrem Unterricht in Gang zu kommen.

„Wir wollen mit Ihrer englischen Grammatik beginnen“, sagte sie und nahm das mit Ohren und Flecken bedeckte unsaubere Buch zur Hand. „Wie weit sind Sie darin, Miß Flora?“

„Ich kann Grammatik nicht leiden.“

„Wie weit sind Sie darin?“ wiederholte Madame ruhig.

„Ich kann mich nicht besinnen.“

„Englische Grammatik muß von vorn angefangen werden“, sagte Madame zu sich selbst und machte sich eine Bleistiftnotiz.

„Ich will nicht wieder von vorn beginnen.“

„Sie haben zu mir nicht zu sagen: ich will oder ich will nicht, sondern werden thun, was ich für gut finde“, wies sie Madame Guise ruhig zurecht.

„Dies ist Ihre englische Geschichte. Bei welcher Regierung sind Sie stehen geblieben?“

Miß Flora stemmte ihre Ellenbogen auf den Tisch, ihre Hände unter das Kinn und blickte Madame mit ihrem hübschen Gesichte herausfordernd an. Die Pflaster waren fast alle entfernt; ihre hellen, von einem schwarzen Bande gehaltenen Locken hingen ihr tief in den Nacken. Sie trug ein schwarzes Kleid und eine schwarze Schürze.

„Bei der Regierung von welchem Könige sind Sie stehen geblieben?“ wiederholte Madame Guise.

„Nicht bei einem, ich kenne sie alle. Karl der Zweite ward enthauptet; Heinrich der Achte hatte zehn Frauen. Guy Faux machte die Pulververschwörung und Elisabeth ohrfeigte die Leute.“

„Ei, ei“, sagte Madame Guise, „ich glaube, wir

werden auch hierbei von vorn anfangen müssen. Sind Sie gut in der Orthographie?“

„Orthographie kann ich gar nicht. Ich hasse sie. Mama sagt, Orthographie brauche ich nicht zu lernen.“

„Das kann nicht möglich sein. Wie wollen Sie Briefe schreiben, wenn Sie keine Orthographie können?“

„Wer will denn Briefe schreiben? — ich nicht.“

„Flora!“ mahnte Ethel in warnendem Ton.

Das Mädchen wandte sich heftig zu Ethel. „Niemand hat Dich sprechen geheißen; kümmere Dich um Deine Noten.“

„Kümmere Du Dich um Dein Benehmen“, sagte Ethel, ihr zunickend.

„Deinetwegen nicht und auch nicht wegen Jemand anders hier im Zimmer.“

„Es ist sehr unangenehm, junge Damen so unhöfliche Reden führen zu hören“, nahm Madame das Wort. „Ich, als Ihre Gouvernante, werde das nicht dulden, Miß Flora.“

„Das sagten meine andern Gouvernanten auch“, erwiderte Miß Flora; „aber es machte keinen Unterschied bei mir.“

„Wenn die andern Gouvernanten ihre Pflicht gegen Sie nicht erfüllten, so ist das noch gar kein Grund, wes-

halb ich die meine nicht thun sollte", sagte Madame. „Ihr Vater hat mir ans Herz gelegt, daß ich Ihre Manieren bilden solle; stoße ich dabei auf Widerstand, so wende ich mich an ihn."

Flora war still. Der Einzige, dessen Willen sie in und außer dem Hause fürchtete, war ihr Vater. Er ließ nicht, wie ihre Mutter, mit sich spielen.

„Ich hasse Gouvernanten, Madame Guise. Ich möchte wohl wissen, wozu sie erfunden sind."

„Um unwissende und widerspänstige Kinder zu guten gesitteten jungen Damen zu machen", sagte Madame Guise, die keinen Augenblick ihre Gemüthsruhe zu verlieren schien. Flora gefiel dieser Gleichmuth gar nicht; er weissagte für die Zukunft nichts Gutes.

„Ich trieb meine andern Gouvernanten hinweg und werde Sie auch forttreiben. Ich werde niemals thun, was Sie mir heißen. Ich will nicht lernen und will nicht üben."

„Je weniger Sie lernen, um desto hartnäckiger werde ich darauf bestehen, daß Sie lernen", sagte Madame gänzlich unbewegt. „Eine Lection, die Sie heute nicht auswendig lernen, werden Sie morgen wieder aufbekommen; die Studien, welche diese Woche liegen bleiben, werden in der nächsten fortgesetzt. Was Ihre Versuche, mich fortzu=

treiben, anbetrifft, so wird das verlorene Mühe sein; ich sage Ihnen ganz einfach, ich bin nicht zu vertreiben. Wenn es auf der Welt etwas giebt, was ich gern thue und wofür ich mir Geschick zutraue, so ist es, widerspänstige Kinder in Ordnung zu bringen. Wir wollen sehen, wer stärker ist, Miß Flora, Sie oder ich."

„Einmal, als eine meiner Gouvernanten mich durchaus zum Lernen bringen wollte, bekam ich ein Fieber. Mama sagte, sie sei ganz allein daran schuld."

„Sehr gut", sagte Madame, „wir wollen das Fieber riskiren. Bekommen Sie es, so pflege ich Sie. Ich bin eine vortreffliche Krankenpflegerin."

Ethel fing an zu lachen. „Das Fieber war ein Kopfweh, das Du Dir durch Weinen zugezogen hattest."

„Du abscheuliche Klatsche! Ich hatte ein Fieber. Ich lag im Bett und bekam Fleischbrühe."

„Ja, für einen Tag. Du hast in Deinem Leben noch kein Fieber gehabt. Mr. Parker kam und verschrieb Dir Arzenei, die Du nicht nehmen wolltest und aufstandest."

„Ich sage es ja, Du bist ein altes Waschweib."

„Kommen Sie hierher zu mir, Miß Flora", gebot Madame. „Sie werden hier neben mir stehen und ein Stück französisch und ein Stück englisch lesen, damit ich sehe, wie Sie lesen. Ich muß Ihnen übrigens sagen, daß,

wenn es diesen Morgen nicht so geht, wie es soll und wir mit unseren Studien nicht in Ordnung kommen, ich Ihnen nicht erlauben werde, heute Nachmittag auszugehen und darauf antragen, daß Sie kein Mittagessen bekommen. Statt dessen werden Sie mit mir in diesem Zimmer bleiben. Merken Sie sich, ich halte stets mein Wort!“

Nach kurzem Zögern gehorchte die junge Dame. Vielleicht sah sie ein, daß ihre Lehrerin wirklich eine war, die ihr Wort hielt. Nachdem erst ein Anfang gemacht war, ging es viel besser, als man nach der Einleitung erwarten durfte. Flora Castlemaine war ein Kind mit vorzüglichen Anlagen, dem nur der Wille fehlte, dieselben zu gebrauchen.

Abgesehen von den Schwierigkeiten, welche Miß Flora's Unterricht und Erziehung bot, fand Madame Guise den Aufenthalt in Greylands Ruhe durchaus nicht unangenehm. Die gewöhnliche Tagesordnung war folgende: Frühstück — welche Mahlzeit gemeinschaftlich im rothen Zimmer genommen ward — um acht Uhr. Flora's Unterricht bis zur Mittagszeit, halb zwei. Ethels Musikstunde ward Nachmittags gegeben, wo Flora gewöhnlich bei ihrer Mama war oder sich auf ihre eigene Hand in den Gärten und Umgebungen umhertrieb. Um fünf Uhr Thee, dann kam noch eine Stunde, in welcher Flora für die Lectionen des

folgenden Tages vorbereitet ward, und damit waren Madame's Pflichten beendet.

Mr. Castlemaine ließ sich nicht träumen, daß die liebenswürdige, wenn auch stets traurige junge Dame, die sich als eine so ausgezeichnete Lehrerin für die junge Plage seines Hauses erwies, die Wittwe seines unglücklichen Neffen sei. Er war etwas betroffen, als er hörte, Madame Guise habe ihr Kind im grauen Frauenkloster untergebracht und runzelte unwillig die Stirn. So lange indeß die Damen da waren, blieb es sich ganz gleich, ob sie das Kind bei sich hatten oder nicht; er wollte die Schwesterschaft weg haben, nicht das Kind.

Charlotte Guise ging niemals während des Tages aus, außer Sonntags zur Kirche. Ethel hatte zuweilen versucht, sie Nachmittags mit herauszulocken, es war ihr aber noch nicht gelungen. Abends, wenn Flora besorgt war, pflegte Madame ihren Hut aufzusetzen und allein fortzuschlendern, zuweilen nach dem Kloster, um ihr Kind zu besuchen, das durch die erzwungene Trennung dem Herzen der Mutter nur theurer geworden war.

„Weshalb wollen Sie mich nicht begleiten?“ fragte Ethel eines Nachmittags, als sie und Madame Guise sich von dem Instrumente im rothen Zimmer erhoben, denn das alte Klavier im Schulzimmer war nur für Flora's

ungeübte Finger. „Sehen Sie, wie lachend Alles aussieht, es ist vollständiges Frühlingswetter.“

„Ja, es ist Frühlingswetter, aber ich empfinde beständig ein leichtes Frösteln und mag nicht gern ausgehen“, antwortete Madame Guise. „Ich werde ausgehen, wenn der Sommer kommt.“

Sie saßen vor der Glasthür, Ethel öffnete sie und ließ die milde Luft ein. So lange sie im Hause war, hatte Madame Guise schon gewünscht, dem schönen jungen Mädchen, das sie bereits lieb gewonnen hatte, eine Frage vorzulegen. Sie hatte es jedoch nicht gewagt; ihr Gewissen flüsterte ihr beständig die Befürchtung zu, man werde entdecken, wer sie eigentlich war. Jetzt begann sie ganz plötzlich:

„Hat man je wieder etwas über den jungen Mann gehört, der, wie es heißt, im Brüderkloster verloren gegangen sein soll?“

„Nein, nicht das Mindeste.“

„Halten Sie es für wirklich wahr, daß er ermordet ward?“

Ethel Reene wurde glühend roth, sie konnte nicht vergessen, was sie von John Bent gehört hatte.

„O, ich hoffe nicht. Natürlich, sein Verschwinden ist

befremdend und mehr als das; ist ihm aber etwas zugestoßen, so muß es durch einen Unfall geschehen sein."

„Ich hörte von dem Unfall während meines Aufenthaltes im Delphin", bemerkte Madame Guise, wie zur Erklärung, weshalb sie davon gesprochen, „und er erweckte mein lebhaftes Interesse. Haben Sie den Mr. Anthony einmal gesehen, Ethel?"

„Ich sah ihn sogar zweimal. Anfangs hatte ich ein Vorurtheil gegen ihn, aber ich gewann ihn bald lieb und würde ihn gewiß sehr gern gehabt haben, wenn er am Leben geblieben wäre; er würde mir gewiß wie ein Bruder geworden sein. Miß Castlemaine hatte ihn auch gern und ich bin überzeugt, sein Verschwinden liegt ihr schwer auf dem Herzen."

„Was nahm Sie denn anfänglich gegen ihn ein?" fragte Charlotte.

Ethel lächelte und erzählte ausführlich die Geschichte ihrer beiden Begegnungen mit ihm. Es erzählt sich gut, wenn man aufmerksame Zuhörer hat und eine aufmerksamere als Madame Guise konnte es nicht geben. Ethel stand auf, nachdem sie was sie und Anthony betraf, mitgetheilt; sein Verschwinden war ein Thema, bei dem sie nicht gern verweilen mochte.

„Sie wollen also nicht mit mir hinausgehen, Madame?"

„Ich bin Ihnen sehr dankbar, nein."

„Was wollen Sie denn morgen den ganzen Tag mit sich anfangen?" fragte Ethel.

„Ich werde Feiertag halten."

Am andern Tage wollte nämlich die ganze Familie über Land fahren, um Freunden, die in der Nähe von Newerton wohnten, einen Besuch zu machen.

Charlotte Guise war an diesem Tage frei von Pflichten und konnte ihn mithin als Feiertag betrachten, sie hatte aber beschlossen, wenigstens einen Theil dieses Tages dazu zu benutzen, um zu versuchen, ob sich keine Entdeckungen machen ließen. Sie war nun zwölf Tage im Hause und noch auf demselben Flecke, wie in der Stunde, in welcher sie es betrat. Sie hatte Mr. Castlemaine täglich gesehen, sich mit ihm unterhalten, in seiner Gesellschaft zu Mittag gegessen und andere Mahlzeiten eingenommen, dabei aber so wenig über die unglückselige Februarnacht erfahren, als ob er am Südpol und sie am Nordpol gewesen wäre. Auf diesem zahmen Wege durfte sie nicht hoffen, irgend einen Aufschluß über die Vergangenheit zu erhalten, und sie hatte ein Gelübde gethan, sich dieser Aufgabe zu widmen.

Der folgende Morgen brach heiter an, nach dem Frühstück fuhr die Familie fort — Harry saß auf dem Bock beim Kutscher — und Madame Guise blieb allein.

Sie hatte schon lange wahrhaft fieberhaft gewünscht, Mr. Castlemaine's eigenes Zimmer zu betreten, wo er seine Rechnungsbücher und Papiere verwahrte und seine Briefe schrieb. Er verbrachte in diesem Zimmer viele Stunden des Tages und saß darin oft bis spät in die Nacht hinein. Charlotte Guise hatte die Idee, daß, wenn sie irgend einen Aufschluß über ihren verstorbenen Gatten auf Greylands Ruhe überhaupt finden könne, dies nur in diesem Zimmer sein müsse. Aber sie hatte bis dahin noch kaum einen Blick hineinwerfen können, das Zimmer galt für geheiligt und die Familie wagte nicht, sich demselben zu nahen.

Es hatten auch mehrere Mägde die Erlaubniß erhalten, an diesem Tage auszugehen und das Haus war verhältnißmäßig öde. Madame Guise blickte vorsichtig aus ihrem Zimmer und fand Alles still und schweigend. Die Arbeiten der Dienstboten in den oberen Räumen waren beendet und die nicht ausgegangen waren, befanden sich in der entlegenen Küche. Jetzt war ihre Zeit, entweder jetzt oder niemals.

Der Corridor war geräumig. Er lief an zwei Seiten des Hauses entlang und die meisten Schlafzimmer gingen auf ihn hinaus. Mr. Castlemaine's Arbeitszimmer war das mittelste Gemach auf dem Seitencorridor;

Madames Schlafzimmer lag demselben beinahe gegenüber, dem ihrigen zunächst lag das Harry Castlemaine's. Mit glühenden Wangen und fliegendem Athem stand sie an ihrer Thür; was sie zu thun im Begriffe stand, gefiel ihr durchaus nicht, sie hielt es aber für eine Pflicht, der sie sich nicht entziehen durfte. Endlich ging sie leise über den Corridor hinweg und öffnete die äußere Thür, welche zu dem Arbeitszimmer führte. Sie sah einen kleinen, dunkeln, kaum ellenbreiten Raum vor sich und am Ende desselben eine zweite Thüre. Dieselbe war verschlossen, aber der Schlüssel steckte darin. Sie drehte ihn herum, trat ein und blieb enttäuscht stehen — das Zimmer war kahl und leer.

Wir sind Alle geneigt, uns von Orten und Dingen, die wir noch nicht gesehen haben, besondere Vorstellungen zu machen. Charlotte Guise hatte im Geiste ein sehr geräumiges Gemach mit Möbeln angefüllt und mit Papieren vollgepfropft gesehen, und vor ihr lag nun ein kleines viereckiges Zimmer, in dem in der Welt nichts war als ein Tisch, etliche Stühle und an der Wand ein Bureau oder was man in ihrem Vaterlande einen großen Secretär genannt haben würde. Ein Papier war nirgends zu entdecken. Sie sah sich mit verwundertem Gesichte um.

Die Tische und Stühle waren unbedeckt, keine Mög=

lichkeit also, etwas darunter zu verbergen. Das Bureau war verschlossen. Sie versuchte es zu öffnen, drückte und rüttelte daran, aber das Schloß war fest wie Diamant.

„Wenn ich etwas über ihn finden kann, so ist es nur in diesem Bureau", sagte sie halblaut. „Ich muß Mittel finden, es zu öffnen."

Sie konnte das jedoch an diesem Tage nicht ausführen, denn sie bedurfte dazu, wie sie glaubte, eines Nachschlüssels und den besaß sie nicht. Ehe sie das Zimmer verließ, trat sie ans Fenster und blickte vorsichtig hinaus auf die in der Entfernung rollende See, auf das sich gegenüber erhebende Brüderkloster und auf die zwischen ihm und Greylands Ruhe liegenden schönen grünen Wiesen und Felder. Ein Gedanke durchzuckte sie, der sie schaudern machte.

„Wenn er wirklich meinen Mann ermordet und im Brüderkloster verscharrt hat, wie kann er es in diesem Zimmer aushalten, wo er das ihn an sein Verbrechen mahnende Gebäude stets vor Augen hat?"

Sie hatte noch den ganzen Tag vor sich, es war kaum zwölf Uhr. Sehr niedergeschlagen über ihre vereitelte Hoffnung kam ihr der Gedanke, sie wolle nach Stillborough gehen und sie sagte Miles, sie werde zum Mittagessen nicht zu Hause sein. Sie mußte einige Ein=

käufe machen, denn die Garderobe, welche sie für sich und ihr Kind von Frankreich mit herüber gebracht, war für die Dauer nicht ausreichend.

Grade so wie Anthony Castlemaine ein Mal, und nur ein einziges Mal, nach der nahegelegenen Stadt gewandert war, that es jetzt seine arme junge Frau — nein, seine Wittwe. Sie war eine rüstige Fußgängerin und der Weg machte ihr an dem lieblichen Frühlingstage Vergnügen. Sie sah dieselben interessanten oder uninteressanten Gegenstände — denn es kommt auf den Beschauer an, wie er sie findet — die er gesehen, die hohen schönen Bäume, die jetzt Knospen trieben, die Wagen und Karren, die plumpen Meilensteine, die an der Straße liegenden Meierhöfe mit ihren Scheunen und Obstgärten, und gelangte endlich nach Stillborough.

Es war fünf Uhr, als sie nach Greylands zurückkam und fühlte sich todtmüde. Mrs. Bent, welche an der Thür ihres Gasthauses stand, sah sie, holte sie herein und placirte sie ohne Weiteres an einen gut besetzten Theetisch. Sie sagte der Wirthin, sie sei in Stillborough gewesen und habe Einkäufe gemacht, welche am nächsten Tage mit der Kutsche herausgebracht und für sie im Delphin abgegeben werden sollten.

„Und man wird Ihnen die Packete nach Greylands Ruhe bringen."

Die Ruhe that Madame Guise so wohl und Mrs. Bent wußte so gemüthlich zu schwatzen, daß die junge Frau länger bei ihr saß, als es eigentlich ihre Absicht gewesen war. Es war beinahe dunkel, als sie nach dem Kloster hinüberging, um Mary die für sie mitgebrachten Spielsachen und Bonbons zu geben. Die grauen Schwestern empfingen sie freundlich wie gewöhnlich, benachrichtigten sie aber, daß die Kleine nicht wohl sei und Madame Guise ging zu ihr hinauf.

Mary lag in ihrem kleinen Bett, das neben dem von Schwester Betsey stand. Die arme Charlotte Guise begann zu denken, daß die Kleine vielleicht das Klima nicht gut vertragen könne. Sie legte ihre Sachen ab und setzte sich nieder, um bei dem Kinde zu bleiben.

„Mrs. Castlemaine sagte, sie würde den Tag so lang wie möglich machen und nicht vor Mitternacht zu Hause sein, es kommt mir also auf ein paar Stunden nicht an", bemerkte sie. „Miles wird denken, ich sei verloren gegangen, aber ich werde ihm erklären, wie es zusammenhängt."

„Hat Ihre Kleine schon die Masern gehabt", fragte Schwester Mona.

„Die Masern?" wiederholte Madame Guise, für den Augenblick betroffen. „Ah, le rougeoles — verzeihen Sie meine Vergeßlichkeit — nein, die hat sie nicht gehabt, überhaupt noch keine Kinderkrankheit."

„Dann glaube ich — aber ich bin dessen noch nicht gewiß — daß sie die Masern bekommt."

„Mon Dieu!" rief die Mutter bestürzt.

„Oh, das ist nichts", beruhigte sie die Schwester, „wir haben schon sehr viel Kinder in den Masern gepflegt und gut durchgebracht, in einer Woche wird Mary wieder wohlauf sein."

Aber Madame Guise, welcher diese Kinderkrankheiten noch fremd waren und die für ihr einziges Kind, daß sie schon durch die Trennung von sich wie eine kleine Märtyrerin betrachtete, furchtbar ängstlich war, ließ sich nicht so leicht beruhigen. Sie blieb so lange es nur irgend anging bei dem kleinen Mädchen und bat, man möge am andern Morgen, wenn Mary nicht besser wäre, nach Mr. Parker schicken.

Es war schwül, als sie nach Hause ging, schon elf Uhr vorüber, trotzdem wählte sie den einsamen Weg beim Brüderkloster vorbei und über die Kirchwiese. Der Weg hatte eine besondere Anziehungskraft für sie. So lange

sie in Greylands Ruhe war, hatte sie ihn, so oft sie von dem Frauenkloster nach Hause ging, stets eingeschlagen. Das ganze Dorf lag längst in guter Ruhe. Die Sterne glänzten, die Nacht war mild und klar. Sie blickte über die Kapellruinen hinweg und konnte die Lichter der verschiedenen Fahrzeuge auf dem Meere sehen. Unter der Hecke, auf derselben Stelle, wo in jener verhängnißvollen Nacht John Bent und ihr Gatte stehen geblieben, stand jetzt auch sie still; die Kirchwiese lag ihr jetzt linker Hand.

„Nein, sie konnten sich nicht täuschen", war ihr Gedankengang. „Käme jetzt Mr. Castlemaine die Wiese herunter und ginge über die Straße, so müßte ich ihn mit Bestimmtheit erkennen und jene Nacht war heller als diese, beinahe tageshell, denn sie sagen, es sei wundervoller Mondschein gewesen. Warum leugnet also Mr. Castlemaine, hier gewesen zu sein, wenn er sich nicht schuldig fühlt?"

Madame Guise blickte mit einem Schauer nach den Fenstern in die Höhe, fürchtend, sie könne dort das Gespenst des grauen Mönches mit der Lampe oder ein anderes Gespenst erblicken, und betrat dann die Kirchwiese. In solchen Augenblicken bedarf es nur einer Kleinigkeit, um eine furchtsame Frau in Angst zu versetzen. Madame

Guise vernahm Geräusch und verbarg sich zitternd und bebend hinter den Bäumen und dem Gebüsch, welche die eine Seite der Wiese einfaßten.

„Sachte jetzt, sachte Beß!" rief eine Stimme nicht weit von ihr. „Du sollst ja in fünf Minuten Deinen eigenen Willen haben, Alte. Sachte jetzt."

Zu Charlotte Guise's Erstaunen sah sie Commodore Teague aus der dunklen Allee, die nach seiner Kajüte führte, mit seinem kleinen Wagen herausgefahren kommen. Beß, das Pferd, trug sein bestes Sattelzeug. Als er ganz nahe bei Madame Guise war, hielt der Commodore plötzlich an und rief:

„Zum Teufel auch, ich habe vergessen, die Stallthür zu verschließen. Steh still Beß; steh still Alte."

Er stieg ab und lief zurück. Das gut geschulte Pferd stand vollkommen still. Nach wenigen Minuten war er wieder da, stieg auf und fuhr langsam in der Richtung nach Newerton weiter.

„Was kann den veranlassen, zu so später Stunde von Hause fortzufahren?" fragte sie sich verwundert.

Die Begegnung, obgleich sie nur eine schweigende und Seitens des Commodore sogar ungeahnte gewesen war, hatte indeß dazu beigetragen, ihren Muth wieder

etwas zu beleben; die Nähe eines menschlichen Wesens hat in einer dunklen einsamen Nacht etwas so sehr Beruhigendes. Mit schnellen Schritten setzte Charlotte Guise nun ihren Weg fort.

Sechstes Capitel.

Geöffnet.

Greylands Cliff war ein hoher Felsen, den die daran wie Schwalbennester klebenden Hütten der Fischer im höchsten Grade malerisch erscheinen ließen. Mancher Künstler und Dilettant, der einen geeigneten Vorwurf für seinen Pinsel suchte, hatte schon diesen Felsen gezeichnet und Einige hatten daraus große Gemälde gemacht, die von dem kunstverständigen Publikum mit großem Beifall aufgenommen wurden.

Die beiden am höchsten gelegenen Cottages waren auch zugleich die elegantesten. Auch sie befanden sich indeß nicht auf dem Gipfel des Felsens, sondern lagen ziemlich nahe bei einander und nur durch eine Felskante getrennt, unmittelbar darunter. Die Wände dieser Cottages waren weiß und neben einer derselben, derjenigen, welche der See am nächsten lag, streckte sich ein viereckiges Stück flachen Landes hin, das als Garten benutzt ward. Miß

Hallet, die Besitzerin dieser Cottage, hatte nämlich auf diesen eingesunkenen Felsengrund gute Erde schaffen lassen, dieselbe mit Blumen und Strauchwerk bepflanzt und durch sorgsame Pflege hier wirklich einen kleinen Garten hervorgezaubert.

Diese Miß Hallet saß nun eines Nachmittags in der offenen Thür ihres Wohnhauses und besserte einen Riß in einem Kissenbezuge aus. Die Thür führte direkt in das hübsche, gut eingerichtete Wohnzimmer, hinter welchem die Küche und zwei Schlafzimmer lagen. Das Haus war allerdings nur klein, wurde aber von den ärmeren Bewohnern des Felsens als ein ganz ansehnliches Gebäude betrachtet, wie ihnen auch Miß Hallet beinahe wie eine Dame von Stande erschien. Sie besaß nämlich ein kleines, aber für ihre Bedürfnisse ausreichendes Einkommen, von dem sie ruhig und zufrieden lebte und sich wenig mit anderen Leuten zu schaffen machte.

In ihren jüngeren Jahren war Miß Hallet Kammerjungfer gewesen und die Dame, welcher sie gedient, hatte ihr ein Jahrgeld ausgesetzt. Mit diesem und den von ihr gemachten Ersparnissen kam sie nach Greylands, ihrem Geburtsort, kaufte die Cottage auf dem Felsen und richtete sich daselbst häuslich ein. Sie hatte einen einzigen Bruder besessen, der Capitain eines kleinen nach Spanien segelnden

Getreide- und Fruchtschiffes gewesen und in einer Nacht sammt seinem Fahrzeug und seiner Mannschaft ein Raub der Wellen geworden war. Er hatte zwei verwaiste mittellose Kinder hinterlassen, welche seine Schwester zu sich genommen und erzogen hatte. Trotz aller ihrer Abmahnungen folgte George, der Sohn, seinem unüberwindlichen Hange nach dem Meere. Er ging auf das Boot des Fischers Tom Dance und fuhr mit diesem auf den Fischfang. Miß Hallet stellte ihm vor, daß er durch Geburt und Erziehung zu einer höheren Laufbahn berechtigt sei, aber George wollte darauf nicht hören. Ihrer unaufhörlichen Ermahnungen müde, verließ er ihr Haus, miethete sich im Dorfe ein und lebte anscheinend recht gut. Aber die tückische See verschlang ihn, wie sie bereits seinen Vater verschlungen hatte. In einer stürmischen Nacht sah man ein Schiff mit den Wogen kämpfen. Tom Dance, der ebenso gutherzig, wie tollkühn war, fuhr ihnen mit George Hallet in seinem Boote zu Hilfe und George kehrte nicht wieder zurück. Der hübsche, leichtherzige, wohlerzogene George Hallet war ertrunken.

Das Unglück war jetzt bereits zwei Jahre her und George bei seinem Tode zwanzig Jahre alt gewesen; trotz dieser Jugend war er aber damals schon eine Art von Theilnehmer an Tom Dance's Geschäft und Einkommen

gewesen und das schien gar nicht gering zu sein. Tom Dance besaß sein eigenes großes, gut gebautes Boot und verdiente mit seinem Fischfang viel Geld, wenigstens fehlte es ihm nie daran. Nach George Hallets Tode war sein eigener Sohn, ein guter, stiller junger Mensch, sein Gehilfe geworden. Beide wohnten in einer der Cottages in der Bucht, während Toms Mutter, die alte Mrs. Dance, ganz einsam unter dem Felsen wohnte, in einer Hütte, die nicht, wie die andern Häuser nach dem Dorfe, sondern nach der See zu lag und wenn die See besonders hoch ging, vom Lande aus gar nicht zu erreichen war. Tom Dance, der ein sehr guter Sohn war und es seiner Mutter an nichts fehlen ließ, hätte gern gesehen, wenn sie das einsame Haus mit einem andern bequemen, für menschlichen Verkehr gelegenen, vertauscht hätte, die alte Frau hing aber an der Wohnung, die sie so viele Jahre inne gehabt und wollte sich nicht davon trennen.

Miß Hallet hatte den Riß ausgebessert und hielt den Ueberzug in die Höhe, um zu sehen, ob sich noch ein anderer darin befinde. Sie war eine große, knochige Gestalt mit einem kalten, harten Gesichte und mochte etwa fünfzig Jahre zählen. Aus ihrer Mütze sahen von jeder Seite der Stirn drei bis vier graue Locken wie Pfropfenzieher hervor, auf der wohlgeformten Nase saß eine in

Schildpatt gefaßte Brille. Sie hatte einen grüngrauen Shawl über sich gebreitet, denn obgleich ein schöner Frühlingstag, war das Wetter doch für eine Person ihres Alters noch nicht geeignet im Freien zu sitzen.

„Das muß ja hineingeschnitten sein!"

Die Brillengläser hatten ein beinahe unbemerkbares Loch entdeckt, dessen Ecken so scharf erschienen, daß die Vermuthung nahe lag, es müsse gewaltsam gemacht sein und sei nicht durch die Abnutzung und die Zeit entstanden. Miß Hallet verzog zornig die dünnen Lippen.

„Das kann erst nach der Wäsche geschehen sein", fuhr sie fort. „Jane muß darum wissen. Sie ist entsetzlich unbedachtsam."

Sie fädelte einen neuen Faden der feinen weichen Stopfbaumwolle in ihre Nadel und schickte sich an, den Schaden auszubessern, als Fußtritte hörbar wurden, welche den schmalen im Zickzack gehenden Pfad heraufkamen. Bald wurde ein kleiner stämmiger Bursche mit gutmüthigem Gesicht und scheuer, linkischer Haltung sichtbar; es war der Sohn von Tom Dance.

„Vater läßt grüßen, Miß Hallet, und schickt Ihnen diesen Fisch, mit der Bitte ihn von ihm anzunehmen", sagte der junge Mensch und reichte Miß Hallet einen schönen großen Fisch, der in einem Korbe lag. Die alte

Dame war angenehm überrascht. Ihr hartes Gesicht sah so freundlich aus, wie ihm dies überhaupt möglich war.

„Welch schöner Fisch!" rief sie. „Wie gut Dein Vater ist, Wally! Er denkt immer an Unsereinen. Bestelle ihm meinen allerbesten Dank. Ihr seid wohl soeben erst hereingekommen?"

„Erst vor zehn Minuten", antwortete Wally. „Wir waren zwei Fluthen draußen."

„Ich wundere mich wirklich, daß Dein Vater sich nicht mehr Ruhe gönnt; er hat es doch nicht nöthig! Ihm scheint Nacht und Tag ganz gleich zu sein."

„Er fängt die besten Fische unterm Monde", antwortete der junge Mann kurz.

Miß Hallet ging mit dem Korbe und dem Fische ins Haus und brachte ersteren zurück. Walter Dance nahm ihn mit einem stummen Nicken in Empfang und lief den steilen Pfad mit solcher Eile hinunter, daß ein daran nicht gewöhntes Auge gefürchtet haben würde, er könne den Hals brechen.

Miß Hallet setzte sich wieder an ihre Näharbeit, hatte dieselbe aber kaum in die Hand genommen, als ein anderer Besuch nahte. Diesmal waren die Fußtritte leiser und leichter, als die des jungen Mannes und fast in dem Augenblicke, wo sich dieselben hören ließen, ward auch ein

junges brünettes Frauenzimmer sichtbar, in welchem Miß Hallet Harriet, die Jungfer von Mrs. Castlemaine, erkannte.

„Ist Ihre Nichte zu Hause, Miß Hallet?"

„Nein. Sie ist nach Stillborough gegangen. Wie befinden Sie sich, Harriet?"

„O, ich danke Ihnen, mir geht es ganz gut. Aber diesen Felsen in die Höhe zu klimmen, ist wirklich keine Kleinigkeit, man kommt ja fast ganz außer Athem dabei. Nach Stillborough ist sie? Das ist recht ärgerlich."

„Was wollen Sie von ihr?"

„Wissen Sie nicht, ob sie eins von den Taschentüchern fertig hat?" erwiderte das junge Mädchen, ohne direct auf die Frage zu antworten.

„Ich kann es nicht sagen. Ich weiß wohl, daß sie daran gearbeitet hat. Wollen Sie sich nicht setzen?"

„Ich habe keine Zeit. Meine Dame hat mich hier heraufgeschickt und wenn sie Einem etwas aufträgt und darauf wartet, so muß man sich beeilen. Außerdem muß ich auch die Damen ankleiden."

„So, so", bemerkte Miß Hallet gleichgültig; es war nicht ihre Art, Neugierde hinsichtlich des Thuns und Lassens ihrer Nachbarn an den Tag zu legen oder kleinliche Schwätzereien zu ermuthigen.

„Sie fahren Alle zu einer Mittagsgesellschaft nach Stillborough und Mrs. Castlemaine hat es sich in den Kopf gesetzt, sie wolle heute eins von ihren neuen feinen Cambric-Taschentüchern nehmen“, fuhr Harriet fort; „sie schickt mich deshalb her, ihr eins zu holen.“

„Es fehlt doch Mrs. Castlemaine sicher nicht an Taschentüchern!“ rief Miß Hallet.

„An Taschentüchern fehlen! — sie hat die ganze Kommode voll. Es ist eben eine Laune.“

„Ja, ich weiß nicht, ob eins fertig ist, Harriet. Jane hat gestern Abend daran genäht, aber ich habe nicht darauf geachtet, ob sie eins fertig gemacht hat.“

„Bitte, Miß Hallet, könnten Sie nicht nachsehen?“

Miß Hallet stand auf und ging die Treppe hinauf, kam aber bald mit leeren Händen zurück.

„Ich kann in Jane's Zimmer kein Taschentuch entdecken, Harriet. Sie wird sie wohl in ihren Nähtisch eingeschlossen haben; ich habe schon seit einiger Zeit bemerkt, daß sie ihn immer zuschließt. Wenn Sie einige Minuten warten wollen, so kommt sie vielleicht, sie kann nicht mehr lange bleiben.“

„Ich kann aber nicht warten, sie fahren um fünf Uhr“, antwortete das Mädchen, „und Mrs. Castlemaine

und Miß Ethel sind beide noch nicht angekleidet. Guten Tag, Miß Hallet."

„Guten Tag", wiederholte Miß Hallet. „Sollte Jane noch zu rechter Zeit nach Hause kommen und eins der Taschentücher fertig haben, so soll sie es bringen."

Das junge Mädchen ging schnell den steilen Pfad hinunter, wenn auch nicht so schnell, wie Walter Dance. Etwa eine Stunde später kam Jane Hallet.

Jane war eine schlanke, biegsame Gestalt, hatte ein schönes, sanftes Gesicht, liebliche blaue Augen, helles, glänzendes Haar und in ihrer Erscheinung etwas so Kindliches, daß sie, obgleich sie überhaupt erst neunzehn Jahre zählte, doch noch jünger aussah, als sie war. Uebrigens war sich das junge Mädchen seiner Schönheit auch vollkommen bewußt und die Quelle beständiger Zwietracht zwischen Jane und ihrer Tante war der Ersteren Neigung, sich zu putzen. Auch heute trug sie ein dunkelblaues Merinokleid, einen sehr hübschen grauen Mantel mit Capuchon und Troddel und einen mit blauem Bande garnirten Strohhut. Miß Hallet brummte.

„Mußt Du wirklich Deine besten Sachen anziehen, um in einen Wollladen nach Stillborough zu gehen, Jane? Es soll mich wirklich wundern, was aus Dir noch werden wird!"

„Es war ein so schöner Tag, Tante“, war die heitere, entschuldigende Antwort. „Ich habe nichts daran verdorben.“

„Nun, besser sind sie gewiß nicht davon geworden. Sind welche von den Taschentüchern für Mrs. Castlemaine fertig?“ fuhr Miß Hallet nach kurzer Pause fort.

„Eins ist fertig.“

„Dann mußt Du sogleich damit nach Greylands Ruhe gehen. Nimm Deinen Mantel nicht ab, Du müßtest denn statt dessen den alten umbinden wollen, was wohl das Richtige wäre“, fügte Miß Hallet spitz hinzu. „Und den Hut auch.“

Jane stand einen Augenblick schweigend; es zog wie eine Wolke über ihre Stirne. Sie ging nicht gerne nach Greylands Ruhe.

„Ich bin von meinem Wege ermüdet, Tante.“

„Das kann nichts helfen, Du mußt das Taschentuch doch hintragen“, sagte Miß Hallet und erklärte ihr den Grund, sowie, daß sie es versprochen habe.

„Du kommst noch zur rechten Zeit, es ist erst halb fünf. Die Jungfer sagte, die Familie wolle um fünf fortfahren.“

Jane ging nach ihrem Zimmer, einem kleinen Gemach, dem sie aber das Aussehen eines Schmuckkästchens

gab. Neben ihrem Bett stand eine Kommode. Sie nahm einen Schlüssel aus der Tasche, schloß ein Schubfach auf und nahm daraus ein Packet hervor, in welchem sich ein halbes Dutzend superfeiner Cambric-Taschentücher befanden, die Mrs. Castlemaine ihr zum Hohlnätheln gegeben hatte.

Jane Hallet übernahm derartige Arbeiten, denn sie war gänzlich abhängig von ihrer Tante und kaufte sich für das Geld, das sie verdiente, Putzgegenstände, die Miß Hallet ihr nicht angeschafft hätte. Sie hatte bei den grauen Damen alle Arten feiner weiblicher Arbeiten gelernt. Es kam freilich nicht oft vor, daß sie ihre Kunstfertigkeit anwenden konnte; hatte sie nichts Derartiges zu thun, so strickte sie wollene Strümpfe für ein Geschäft in Stillborough.

Sie warf noch einen schnellen Blick in den Spiegel, strich ihr Haar glatt und ging mit dem sauber in weißes Papier geschlagenen Taschentuch hinunter. Alles was Jane um und an sich hatte, war sauber, sie war fast zu vornehm für ihre Verhältnisse.

„Ich dachte wirklich, Du würdest die hübschen Sachen ablegen und Deine Alltagskleider anziehen", sagte Miß Hallet verdrießlich, als Jane durchs Wohnzimmer ging. „Mrs. Castlemaine wird sich über den Staat wundern."

„Dazu blieb mir keine Zeit, Tante", antwortete Jane hinauseilend, während eine plötzliche Röthe ihre Wangen färbte.

Sie eilte den Felsen hinunter, ging bei dem grauen Frauenkloster vorüber und die Kirchwiese hinauf, schlug also den Hinterweg und nicht den Vorderweg nach Greylands Ruhe ein. Sie wünschte, wenn es sich irgend vermeiden ließ, weder Mrs. Castlemaine noch irgend Jemand von der Familie zu begegnen, klingelte deshalb auch an der Hinterthür und fragte nach Harriet. Eine der Mägde wies sie in ein kleines Zimmer und sagte, sie wolle die Jungfer rufen. Es hatte schon fünf Uhr geschlagen, als Harriet hereingestürzt kam.

„Bringen Sie das Taschentuch?" fragte sie. „Da wird sich Mrs. Castlemaine freuen, hat die sich einmal etwas in den Kopf gesetzt, so giebt sie es schwer auf. Kommen Sie mit, Jane, sie will Sie sprechen."

Jane konnte dies nicht ablehnen und folgte Harriet den Gang hinauf. Mrs. Castlemaine, einen großen warmen Shawl über ihr schweres schwarzes Seidenkleid geworfen, stand in der Halle, neben ihr Ethel in einem schwarzen Gazekleide mit weißen Schleifen und einem Scharlach-Mantel. Die Equipage hielt vor der Thür. Jane kam, bald blaß, bald roth werdend, schüchtern vorwärts.

„Ich möchte es ansehen, ehe ich es annehme", sagte Mrs. Castlemaine, die Hand ausstreckend. „Ist es sehr gedrückt? O nein, ich sehe, es ist sehr hübsch, fast wie neu. Wie gut Sie es gehalten haben, Jane Hallet. Hier, Harriet, nimm das andere Tuch, ich brauche es nun nicht."

Sie warf der Jungfer ein gesticktes Tuch zu und ging nach dem Wagen. Ethel lächelte Jane zu und sagte, indem sie ihrer Stiefmutter folgte:

„Es ist wirklich sehr hübsch von Ihnen, daß Sie der Mama das Tuch noch gebracht haben", sie empfand es peinlich, daß Mrs. Castlemaine dem Mädchen kein Wort des Dankes gesagt hatte. Mr. Castlemaine kam mit dem Ueberrock über dem Arm die Treppe hinunter. Auch er nickte Jane freundlich zu und erkundigte sich, wie es Miß Hallet gehe.

Miles und Harriet standen in der Thür und sahen die Equipage fortfahren; Jane stand hinter ihnen verborgen in der Halle.

„Ich dachte Mr. Harry führe auch mit", bemerkte Harriet. „Was mag ihn denn daran verhindert haben?"

„Ich weiß nicht", antwortete Miles. „Mr. Harry ist unberechenbar, man weiß niemals: geht er aus oder bleibt er zu Hause."

„Vielleicht ist er nach der Stadt gegangen", versetzte Harriet gleichgültig, indem sie sich umwandte. „Kommen Sie, Jane Hallet, und trinken Sie eine Tasse Thee mit uns, er wird sogleich servirt."

Jane Hallet lehnte aber schnell ab und keine Ueberredung konnte sie bewegen, die Einladung anzunehmen, vielmehr entfernte sie sich eilig. Eine halbe Stunde später kam Madame Guise mit ihrer Schülerin von einem langen Spaziergange zurück.

„Sind sie Alle fortgefahren?" fragte sie eins der Hausmädchen.

„Gewiß, Madame. Vor einer halben Stunde."

Diese Antwort war für Charlotte Guise entscheidend. Sie wußte, die Einladung war von Mr. und Mrs. Castlemaine, ihrem Sohn und Ethel angenommen worden. Sie dachte nicht anders, als daß sie ihr sämmtlich folgen würden und als sie die Magd fragte: „Sind sie Alle fort", verstand sie die Vier darunter und bezog auch die Antwort darauf.

Sie trank mit Flora Thee. Das Kind war etwas traitabler als es früher gewesen, freilich noch nicht viel, aber es war doch ein Schatten der Besserung, Flora war überhaupt immer artiger, wenn ihre Mutter nicht in der Nähe war, und so hatte Madame Guise an diesem

Abend keine Noth mit ihr. Ohne Widerrede ging sie zu ihrer bestimmten Zeit um acht Uhr zu Bett, nachdem sie noch ein Leibgericht, Brot und Marmelade, bekommen hatte.

„Ich werde auch ein Stückchen Butterbrot und etwas Marmelade essen", sagte Madame zu Miles, „und dann will ich Sie nicht bemühen, mir noch Abendbrot zu bringen. Es ist einmal eine angenehme Abwechselung. In meinem Vaterlande essen wir diese Confitüre sehr gern."

Madame nahm also an diesem Abende ihr Abendbrot mit Flora zusammen und schrieb hierauf noch einen Brief. Um neun Uhr klingelte sie, um zu sagen, sie sei ermüdet, gehe nach ihrem Zimmer, um sich zu Bett zu legen und bedürfe nichts mehr. Miles, der auf ihr Klingeln gekommen war, leuchtete ihr hinauf. Er löschte der Sicherheit halber im Wohnzimmer die Lichter aus und kehrte nach der Küche zurück. Die Herrschaft wurde nicht vor halb zwölf Uhr zurück erwartet.

Charlotte Guise stand in ihrem Zimmer weiß wie Leinwand. Sie plante für diesen Abend eine That, vor der sie, trotz allem, was sie sich zu deren Rechtfertigung sagte, mit Entsetzen zurückbebte. Sie beabsichtigte nichts

Geringeres als mit einem Nachschlüssel Mr. Castlemaine's Bureau zu öffnen.

Seit ihrem Gange nach Stillborough waren beinahe vierzehn Tage verstrichen. Mary hatte die Masern gehabt — sehr leicht, wie Mr. Parker und die grauen Schwestern es nannten — und war nun wieder wohl. Sie hatte an jenem Tage in Stillborough unter einem glaubwürdigen Vorwande einen Schlüssel gekauft, der, wenn nöthig, den größten Theil der Schlösser in Mr. Castlemaine's Hause geöffnet hätte. Es hatte sich aber seitdem keine Gelegenheit ihn zu gebrauchen geboten und es stand nicht zu erwarten, daß eine Gelegenheit wie heute, wo die ganze Familie mehrere Stunden vom Hause abwesend war, so bald wieder kommen werde.

Sie stand zitternd und zagend in ihrem Zimmer, das Licht der Kerze fiel auf ihr Gesicht, die Treppenuhr schlug ein Viertel auf zehn und ihr Herz klopfte schneller, als sie es hörte. Es war das Signal, worauf sie gewartet.

Denn nun, das wußte sie, saß die Dienerschaft beim Abendessen und es war nicht zu erwarten, daß Jemand von den Leuten heraufkomme. Neun Uhr war die nominelle Stunde für die Abendmahlzeit der Dienstboten, sie setzten sich aber selten vor ein Viertel auf zehn dazu

nieder. Heute Abend, wo die Herrschaft fort war und sie nichts zu thun hatten, war darauf zu rechnen, daß sie sich nicht beeilen und wohl eine Stunde essend und plaudernd in der behaglichen Küche bei einander sitzen würden.

Charlotte Guise öffnete die Thür und lauschte. Außer dem Ticken der Uhr unterbrach kein Ton die Stille. Sie war ganz allein. Flora schlief fest in ihrer auf dem Corridor neben Mrs. Castlemaine's Zimmer gelegenen Stube, das wußte sie, denn sie war, um sich zu überzeugen, darin gewesen und hatte zur Vorsicht noch den Schlüssel von Außen umgedreht. Noch eine Minute stand sie lauschend mit dem Lichte in der Hand, dann schritt sie schnell über den Corridor und schlich sich in das Zimmer mit der Doppelthür.

Es war dasselbe ordentliche, aufgeräumte Zimmer, das sie schon ein Mal gesehen hatte. Nirgends war ein Papier oder dergleichen zu erblicken, dessen Einsicht ihr vielleicht von Nutzen gewesen wäre. Auf einem Seitentische waren drei Bücher aufgestellt, auf einem Stuhl lag eine Zeitung, das war aber auch Alles. Das Feuer war längst ausgebrannt; auf dem Kaminsims stand eine Schachtel Schwefelhölzer.

Charlotte setzte das Licht nieder, zog ihren Schlüssel

hervor und probirte ihn am Bureau. Es öffnete sich sofort. Sie schob die schwere Decke empor und wartete einen Augenblick, um sich zu erholen. Ihre Lippen waren weiß, ihr Athem rang sich keuchend hervor. Abgesehen von der Schmach, der Niedrigkeit dieser That, die sie sehr tief empfand, peinigte sie noch der Gedanke, wenn sie dabei ertappt würde?

Papiere waren in Masse vorhanden. Alle Schiebladen und Fächer schienen davon gefüllt. So weit sie aber nach einem oberflächlichen Ueberblick beurtheilen konnte — und sie wagte nicht, sich lange dabei aufzuhalten — bezogen sich diese Papiere alle auf geschäftliche Angelegenheiten, auf Waaren-Ein- und Verkäufe, über die sie sich wunderte, die sie aber nicht verstand. Von Documenten entdeckte sie aber keine Spur.

Und was erwartete sie eigentlich zu finden? Was versprach sie sich von dieser geheimnißvollen Nachsuchung? Wenn man sie auf das Gewissen gefragt hätte, würde sie es selbst nicht anzugeben gewußt haben Sie wollte Aufschluß über das Schicksal ihres Gatten, Beweise, welche gegen den Herrn von Greylands zeugten. Sie hätte also gern ein Testament oder eine Schenkungsurkunde gefunden, aus welcher hervorgegangen wäre, ob der alte Anthony Castlemaine seinem Sohne Basil oder James Greylands

Ruhe vermacht habe. War Greylands Ruhe Basil hinterlassen, so war ihr das ein Beweis, so raisonnirte sie wenigstens, daß James Castlemaine Grund gehabt, seinen Neffen aus dem Wege zu räumen.

Aber es war nichts da. Sie öffnete ein Packet Papiere, blickte in ein zweites, blätterte ein drittes durch, konnte aber nichts finden und sagte sich in dem Mißvergnügen, was sie über das gänzliche Fehlschlagen ihrer Hoffnung empfand, daß sie doch sehr thöricht gehandelt, daß es wirklich kindisch von ihr gewesen, anzunehmen, Mr. Castlemaine werde Andenken an eine für ihn so gefährliche Sache aufbewahren. Sie konnte nicht wissen, wo er seine Documente und auf sein Gut bezügliche Papiere aufbewahrte, aber sicher befanden sie sich nicht in diesem Bureau.

Es mußte eine halbe Stunde über ihrem Suchen vergangen sein und sie wagte nicht länger zu bleiben. Sie brachte deshalb die Dinge wieder in Ordnung, wie sie sie, soweit sie sich erinnern konnte, gefunden und war mit allem fertig bis auf ein kleines Schubfach ziemlich weit unten. Es befanden sich darin Rechnungen, eine vom Wagenbauer, eine vom Sattler u. s. w. Das Schubfach war sehr flach und indem sie es zuschob, fielen die Rech=

uungen heraus. In ihrer Eile zog sie das Fach sehr heftig heraus, so daß sie es ganz in der Hand behielt.

War dieses kleine Intermezzo ein bloßer Zufall? O nein. Anscheinende Kleinigkeiten, welche doch von so großer Wichtigkeit sind, passiren nie durch Zufall. Hinter dem herausgezogenen Schubfach kam ein zweites zum Vorschein, das durch einen Schieber zu öffnen war. Charlotte zog den Schieber zurück und sah in dem geheimen Fach einen zusammengefalteten Brief und einen in Papier gewickelten Gegenstand liegen.

Der Brief, welchen sie öffnete und las, erwies sich als derjenige, den Basil Castlemaine auf seinem Sterbebett geschrieben und den der junge Anthony seinem Onkel überbracht hatte. Es war nichts weiter Bemerkenswerthes darin, als daß Basil annahm, das Gut gehöre ihm und werde nun seinem Sohne gehören. Sie legte ihn wieder zusammen, öffnete das andere Papier und ihr glänzte im Lichte der Kerze ein Diamantring entgegen.

Charlotte Guise nahm ihn auf und ließ ihn wieder fallen. Ließ ihn fallen, vor Entsetzen einer Ohnmacht nahe und sank in einen Stuhl. Es war der Ring ihres Gatten.

Der Ring, den Anthony stets an dem kleinen Finger der linken Hand getragen, der Ring, den er ge-

habt hatte, als er Gap verließ. Es war derselbe Ring, den John Bent und seine Frau oft gesehen und bewundert hatten, der Ring, der ohne allen Zweifel an seiner Hand war, als er Mr. Castlemaine in jener unglücklichen Nacht ins Brüderkloster folgte. Seine arme Frau erkannte ihn augenblicklich an seiner eigenthümlichen Fassung.

Für sie war dies ein unwiderleglicher Beweis, daß er in der That ermordet worden war. Mr. Castlemaine hatte ohne Zweifel den Ring an sich genommen, ihn vielleicht dem Todten vom Finger gezogen, um ein so kostbares Kleinod nicht verloren gehen zu lassen. Sie schauderte bei dem Gedanken. Inmitten ihrer Aufregung sagte ihr aber auch die Vernunft, daß dies nur ein negativer Beweis sei und keineswegs ausreichend, um darauf hin eine Anklage zu erheben.

Nachdem sie sich etwas erholt hatte, küßte sie den Ring und legte ihn sammt dem Briefe wieder in das geheime Fach, dann zog sie den Schieber vor, brachte auch das vordere Schiebfach wieder an seine Stelle und verschloß das Bureau. Ihre Nachforschungen hatten kein bedeutendes Ergebniß geliefert, aber immerhin genug um sie zu weiterem Suchen anzuspornen. Mit glühendem, schmerzendem Kopfe und fieberisch klopfenden Pulsen ließ

sie das Licht auf dem Boden, wo sie es hingestellt hatte, stehen und trat ans Fenster, um Luft zu schöpfen.

Die Nacht war hell und sternenklar; ihr gegenüber und anscheinend in nächster Nähe erhoben sich die dunklen Mauern des Brüderklosters. Während sie so dastand, die Augen darauf gerichtet, aber ohne hinzusehen, denn sie war viel zu tief in Gedanken, erschien plötzlich ein schwaches Licht an einem der Fenster. Jetzt ward ihre Aufmerksamkeit rege, ihr Herz begann noch heftiger zu klopfen.

Das schwache Licht wurde stärker und sie sah ganz deutlich eine Gestalt in einer Mönchskutte, die Kapuze über den Kopf gezogen, langsam am Fenster vorübergehen; das Licht schien von einer Lampe zu kommen, die er in der ausgestreckten Hand hielt. Alle abergläubischen Geschichten, die sie über den Ort gehört, kamen ihr ins Gedächtniß, das mußte das Gespenst des Brüderklosters sein. Charlotte Guise hatte eine unbeschreibliche Furcht vor Gespenstern und die Sinne schwanden ihr beinahe.

Mit einem nur halb unterdrückten Schrei ergriff sie das Licht und eilte aus dem Zimmer. Sie war soeben im Begriffe, die äußere Thür zu öffnen, da hörte sie im Corridor, ganz in ihrer Nähe Harry Castlemaine's Stimme.

O, nahmen denn heute die Schrecken gar kein Ende!

Entdeckung schien nun unvermeidlich. Der Instinkt gab ihr ein, das Licht auszublasen und die Thür so dicht heranzuziehen, wie sie vermochte. Zu schließen wagte sie sie nicht, weil dies Geräusch gegeben haben würde. Waren die Andern auch heimgekehrt? Kam Mr. Castlemaine nach seinem Arbeitszimmer und fing sie dort ab? Zitternd, bebend, keuchend stand die unglückliche Frau, hinter ihr das Gespenst des Brüderklosters, vor ihr die Gefahr der Entdeckung. Und die Kerze roch abscheulich.

Die Minute schien ihr eine Stunde. Harry kam nicht weiter. Er schien ganz nahe bei ihr stehen geblieben zu sein und auf etwas zu lauschen. Miles sprach unten.

„Sie hatten gedacht, ich wäre mit zum Diner und deshalb unten die Lichter ausgelöscht", antwortete Harry in seiner freien, hellen, gutmüthigen Weise. „Ich dächte, Sie hätten doch den Wagen ohne mich fortfahren sehen. Nun zünden Sie nur die Lichter wieder an und bringen Sie mir etwas zum Abendessen."

Er kam nun vorüber, ging bis ans Ende des Corridors und in sein Zimmer, wo er sich einige Minuten aufhielt, wahrscheinlich um den Rock zu wechseln, dann kam er zurück und ging wieder die Treppe hinunter. Als das Echo seiner Tritte verhallt war, schlich sich Charlotte Guise, an allen Gliedern zitternd, hervor und flüchtete in

ihr Zimmer. Hier verfiel sie in Weinkrämpfe und steckte ihren Kopf tief in die Kissen, um das Schreien zu ersticken.

Am andern Morgen war große Aufregung im Hause. Miß Flora Castlemaine war in ihrem Schlafzimmer eingeschlossen. Die junge Dame hatte die Gewohnheit, im Nachtrock Excursionen nach Büchern, Katzen und dergleichen anzustellen oder in irgend Jemandens Schlafzimmer zu dringen, der sich gar nicht nach ihr sehnte und sah sich nun eingesperrt. Mrs. Castlemaine erhob einen großen Lärm, verschlossene Thüren wären für den Fall eines Brandes so gefährlich, sagte sie, beschuldigte Eliza, das Flora bedienende Mädchen, es gethan zu haben und drohte ihr mit Entlassung.

„Ich kann auf die Bibel schwören, daß ich die Thür nicht verschlossen habe!“ schrie das Mädchen. „Weshalb hätte ich es denn gestern thun sollen, da es mir nie einfällt? Ich habe den Schlüssel nicht angerührt, weiß nicht einmal, ob er von innen oder außen steckt. Sie können mich noch in dieser Stunde fortschicken, Mrs. Castlemaine, aber ich bin unschuldig, mehr kann ich nicht sagen.“

Die arme Madame Guise, die an diesem Morgen über Migräne klagte und rothe geschwollene Augen hatte, nahm die Schuld auf sich, um das Mädchen rein zu waschen. Sie hatte am vorigen Abend in ihrem Schrecken

ganz vergessen, daß sie Flora's Zimmer verschlossen und beeilte sich, nun zu sagen, sie habe, ehe sie selbst zu Bette gegangen, nochmals nach dem schlafenden Kinde gesehen und es sei möglich, daß sie den Schlüssel herumgedreht habe. In Frankreich wären sehr viele Thüren nur durch den Schlüssel zuzumachen und zu öffnen, so habe sie wahrscheinlich zugeschlossen, in der Meinung, sie mache nur die Thür zu.

Dabei blieb es; Charlotte Guise sagte sich aber seufzend, wie eine Lüge und ein Betrug unnachsichtlich andere mit sich bringe. Wie sich ferner ergab, war Mr. Harry gar nicht mit zum Diner gewesen. Ein Geschäft, vielleicht auch blos eine Laune, hatte ihn veranlaßt, noch kurz zuvor den Gastgebern abzusagen. Miles hatte sehr weise bemerkt, man wußte nie recht, wie man mit Harry Castlemaine daran war.

Siebentes Capitel.

Der graue Mönch.

Es erschien unbestreitbar, daß der graue Mönch an jenem Abend im Brüderkloster umgegangen war und es überhaupt für einen weit längeren Zeitraum unsicher machte, als den Vorübergehenden angenehm sein konnte.

Ein Paar von den grauen Schwestern waren an besagtem Abend auf der Station der Küstenwächter gewesen. Die Frau des Einen dieser Leute war drei Tage zuvor von einem Kinde entbunden worden und lag schwer krank. Schwester Rachel war den Tag über bei ihr gewesen und sollte für die Nacht von Schwester Mona abgelöst werden; da die grauen Damen aber nicht gerne Abends allein gingen, so begleitete sie Schwester Anna vom Kloster nach der Station und wollte der Schwester Rachel auf ihrem Heimwege den gleichen Dienst leisten.

Es war etwa halb neun Uhr, als die Schwestern Anna und Rachel die Station verließen. Die Nacht war

sternenhell, die Luft sogar etwas frostig. Unter Gesprächen über die soeben verlassene kranke Frau, deren Fieber nach Schwester Rachels Meinung bedeutend zugenommen hatte, näherten sie sich dem Brüderkloster. Sie waren auf der andern Seite der Straße und hatten beinahe die Kirchwiese erreicht, als ein eigenthümlicher Schimmer oder matter Blitz Schwester Rachel in die Augen schlug und sie veranlaßte, nach den oberen Fenstern des Brüderklosters in die Höhe zu blicken. Mit einem Sprunge und einem Aufschrei ergriff sie Schwester Anna beim Arm und hielt sich daran fest.

„Sind Sie über einen Stein gestolpert?" fragte die practische Schwester Anna; indem sie sich aber nach ihrer Gefährtin umwandte, wurden auch ihr die Fenster des Brüderklosters sichtbar und sie erblickte den grauen Mönch, der die Kapuze über den Kopf gezogen hatte, in der Hand die Lampe hielt und langsam vorüberglitt. Es war eine schattenhafte Gestalt, die dieser Erde nicht anzugehören schien.

Das Blut der beiden unglücklichen Schwestern erstarrte beinahe zu Eis und sie erhielten sich nur mit Mühe aufrecht. Fest an einander gedrückt, Arm in Arm, Hand in Hand, eilten sie wie vom Sturm gejagt von dannen und hatten in kürzester Zeit das Frauenkloster er=

reicht. Schwester Caroline öffnete die Thür und sie stürzten in das Empfangszimmer.

Hier saß die Oberin Mary Ursula und die meisten der Schwestern, welche nicht in Liebeszwecken auswärts beschäftigt waren. Den Zungen der beiden erschrockenen Frauen Schweigen zu gebieten, wäre ebenso leicht gewesen, wie einen vom Felsen herabstürzenden Bergstrom in seinem Laufe aufhalten zu wollen. Sie hatten die Erscheinung des grauen Mönches mit ihren eigenen Augen am Fenster vorübergleiten sehen und waren darüber beinahe in Ohnmacht gefallen.

„Ei nicht doch, nicht doch", sagte Schwester Mildred, die sich an diesem Abend besser fühlte und herunter gekommen war. „Eure Furcht wird Euch einen Streich gespielt haben, ich habe ihn in meinem Leben noch nicht gesehen."

Sie erzählten indeß ihre Geschichte mit solcher Genauigkeit und Uebereinstimmung, daß Schwester Mildred schwankend ward. Vergebens stellte ihnen Schwester Mary Ursula vor, daß es keine Gespenster gäbe, daß die Leute, welche sich einbildeten, welche gesehen zu haben, immer von ihrer Furcht und ihrer Phantasie irre geführt worden wären. Die beiden Schwestern blieben dabei, sie hätten es gesehen. Sie wären ganz ruhig ihres Weges ge-

gangen, hätten von der kranken Frau des Küstenwächters gesprochen und nicht im Entferntesten an Spuk und Gespenster gedacht, als plötzlich die Gestalt deutlich und unverkennbar vor ihren erstaunten Augen aufgetaucht sei.

„Schwester Rachel sah sie zuerst", sagte Schwester Anna, die es nicht auf sich sitzen lassen mochte, als habe sie gleich einem thörichten, furchtsamen Kinde unnöthigen Lärm geschlagen. „Als sie aufschrie und meinen Arm ergriff, glaubte ich, sie sei über einen Stein gestolpert oder habe sich den Fuß vertreten oder sonst dergleichen; ich wandte mich zu ihr und dabei fiel auch mir das Licht im Fenster und die Gestalt des grauen Mönches in die Augen. Wir standen einander festhaltend einen Augenblick wie angenagelt auf dem Flecke, konnten uns vor Schreck nicht bewegen und starrten nach dem Kloster. Er glitt, die brennende Lampe in der ausgestreckten Hand, erst an dem einen, dann an dem andern Fenster vorüber, gerade wie ihn Schwester Judith vor ungefähr einem Jahre gesehen hat — sie wird es ja noch wissen."

Schwester Judith, ein sehr einfaches Frauenzimmer, das nur groß im Puddingmachen war, hatte mit weitgeöffneten, erschrockenen Augen zugehört und bestätigte jetzt Schwester Anna's Worte. Sie war auch eines Abends von einer Kranken gekommen und hatte das Ge-

spenst genau so gesehen, wie es die beiden Schwestern beschrieben und war nach Hause geeilt und dort ohnmächtig geworden.

„Ich fing schon an, meine Furcht zu vergessen“, sagte sie, die beiden Oberinnen bittend anblickend, „seit dem letzten Gespräch über den armen Mr. Anthony Castlemaine habe ich mich aber wieder Abends nicht allein vor die Thür getraut. Denn der Geist ist seit seinem Verschwinden wieder häufiger gesehen worden und es heißt ja auch, wie die Damen wissen, die Erscheinung, die jetzt umgeht, sei der Geist des jungen Mannes und nicht der graue Mönch.“

„Die Leute mögen sagen, was sie wollen, was wir heute gesehen haben, war der graue Mönch“, erklärte Schwester Anna.

Man sprach noch längere Zeit hin und her. Es war ein großes Ereigniß in dem einförmigen Leben der grauen Damen, auch konnten sich die beiden Schwestern, welche das Abenteuer bestanden hatten, noch lange nicht beruhigen. Mit düsterer Stirn entfernte sich Mary Ursula ganz still aus der Versammlung und suchte ihr eigenes Zimmer auf, dort legte sie den grauen Mantel und grauen Hut, welchen die Schwestern vorschriftsmäßig

trugen, an, kam wieder herunter und ging durch die Vorderthür ins Freie.

In all diesem Geschwätz war ein gewisses Etwas, wodurch Mary Ursula sich gestört und bedrückt fühlte. Anthony's Schicksal und die damit verknüpfte Ungewißheit lag ihr schwerer auf dem Herzen, als sie sich merken ließ. Durch ihren Aufenthalt in Greylands und die dort umlaufenden abergläubischen Erzählungen über das Brüderkloster war sie, ganz wie Charlotte Guise, zu der Ueberzeugung gekommen, das alte Gebäude müsse noch unentdeckte Geheimnisse bergen. Den Glauben an „Geister" wies ihr guter, klarer Verstand weit von sich. Wer oder was war nun aber diese Gestalt, welche als der traditionelle graue Mönch erschien und sich mit der Lampe in der Hand an den Fenstern des Brüderklosters zeigte? fragte sie sich. Hatte dieser angebliche Spuk etwas mit Anthony's Verschwinden zu thun?

Einem unwiderstehlichen Antrieb folgend, war sie hinausgegangen, um mit eigenen Augen die Erscheinung zu sehen — sofern dieselbe ihr dies durch nochmaliges Auftauchen möglich machte. Es war vielleicht thöricht von ihr, aber sie wollte mit ihren eigenen vorurtheilsfreien Augen schauen, weß Geistes Kind dieses Gespenst war. Sie wünschte von ganzem Herzen, daß die Ereignisse jener

Februarnacht und die Geheimnisse des Brüderklosters — wenn zwischen beiden überhaupt ein Zusammenhang bestand — aller Welt offen gelegt werden möchten, denn sie hoffte, daß dadurch ihr Onkel von dem schweigend auf ihm ruhenden Verdachte gereinigt werden würde. An ihm wäre es freilich gewesen, die geeigneten Nachforschungen anstellen zu lassen, er that es doch aber nicht. Er umgab sich mit seinem Stolze und seiner hochmüthigen Gleichgiltigkeit wie mit einer eisernen Mauer und wartete, wie sie glaubte, ruhig ab, bis die Sache von selbst ins richtige Licht komme. Aber sie liebte ihren Onkel und war eifersüchtig auf seinen guten Namen.

Sie trat schnell aus der Pforte des Frauenklosters, ging den Hügel hinauf, an den Kapellruinen vorüber, schritt über die Straße und stand still, um nach dem Brüderkloster hinaufzusehen. Die Kirchglocke schlug neun Uhr. Sie stellte sich unter die Hecken beinahe auf denselben Fleck, auf welchem John Bent und Anthony Castlemaine in jener unglücklichen Nacht gestanden und wartete, die Augen auf die Fenster gerichtet. Das alte, zum Theil in Trümmern liegende Gebäude sah grau und düster genug aus. Zuweilen gab ihm der Mond eine malerische Beleuchtung, heute war aber keine Mondnacht, doch schienen die Sterne hell und die Atmosphäre war klar.

Die Minuten schienen sich zu Stunden auszudehnen. Mary Ursula besaß auch nicht mehr Geduld, als andere Leute und erschöpfte die ihrige bald. Nicht ein Schatten, nicht eine Spur von einem grauen Mönch oder sonst einer Erscheinung war zu sehen. Nach der Stille und dem einsamen Aussehen zu urtheilen, hätte man meinen sollen, das graue Brüderkloster sei, nachdem die darin hausenden lebendigen Mönche es verlassen, nicht wieder betreten worden.

„Es ist auch kaum anzunehmen, daß er sich zwei Mal an demselben Abend zeigen werde", flüsterte Mary, gewissermaßen sich selbst verspottend. Sie täuschte sich jedoch und verließ nur zu früh ihren Beobachtungsposten.

Nach Verlauf einer Viertelstunde, die ihr wie eine Stunde vorgekommen war, gab sie es auf. Sie ging über die Straße zurück und nach den Kapellruinen, um von dort aus auf die See zu blicken. Auf ihrem Herzen lag noch ein anderer Druck, sie hatte im Laufe des Tages einen Brief mit der Nachricht empfangen, ihr ungetreuer Bräutigam William Blake-Gordon, solle bereits wieder verlobt sein. So bald! — so bald! Sie wußte nicht, ob es wahr sei und es konnte, wenn es so war, an dem ihr Herz erfüllenden Leide eigentlich wenig ändern, aber es verletzte sie doch sehr tief. Als die muthmaßliche Ver-

lobte wurde Agathe Mountsorrel, ihre intime Freundin aus früheren Tagen, genannt. Sie wußte, es war ihrer nicht würdig, daß sie diesen bittern Schmerz, diese wilde Eifersucht empfand, daß er, da er ihr einmal verloren, für immer aus ihrem Herzen und ihren Gedanken hätte verbannt sein sollen. O ja, die weisen Leute können gut Gesetze machen und sagen, dies sei recht und jenes unrecht und danach habe man sich zu richten, aber die menschliche Natur ist schwach und das Herz folgt seinen eigenen Gesetzen.

Eine leichte Bewegung veranlaßte sie nieder zu blicken. Es war Ebbe und der unten liegende Streifen der Bucht trocken und sichtbar. Mary beugte sich über, um besser sehen zu können; sie vermochte es aber nicht, die Felsen versperrten ihr die Aussicht. In der tiefen Stille der Nacht kam es ihr vor, als höre sie leise flüsternde Stimmen und sie wartete, bis die, welchen sie angehörten, etwas weiter vorwärts kamen, so daß eine Biegung des Felsens sie zu sehen gestattete.

Und was sah sie! Es war die größte Erschütterung an diesem ereignißreichen Tage! Eine große, schlanke Gestalt, zu groß, zu hübsch, als daß sie Jemand anders als Harry Castlemaine hätte angehören können, hatte seinen Arm um die Taille eines jungen Mädchens geschlungen,

seinen Kopf ihr zugewendet und sie redeten eifrig mit einander. Sie trug einen dunkeln Mantel, dessen Kapuze sie über den Kopf geschlagen hatte. Mary konnte ihr Gesicht nicht sehen, denn Beide hatten ihr den Rücken zugekehrt, es kam ihr aber vor, als ob es Jane Hallet sei. Sie gingen Beide vorüber, als ob sie den Weg nach dem Dorfe einschlügen und entschwanden bald ihrem Gesichtskreise.

Das unendliche Meer breitete sich vor ihr aus, unter ihren Füßen moderte der Staub vergangener Jahrhunderte, über ihrem Haupte wölbte sich das Himmelszelt mit seinen zahllosen Sternen. Ohne diese erhabenen Zeugen eines höheren Waltens und den Gedanken, die sie erweckten, würde Mary Ursula den Muth verloren haben. Die Pfade des Lebens erschienen ihr gar zu verschlungen, gar zu sehr angefüllt mit Dornen und Nesseln. Aber Gott war über Allem. Seine Hand hielt die stürmenden Wogen in Banden, die Todten waren durch seine Stimme abgerufen, der Himmel und die Sterne waren nur Sinnbilder seiner Macht. Ja, er war über Allem. Von seinem Thron im Himmel blickte er herab auf die Welt, auf ihre Sorgen, ihre Prüfungen, ihre Schwäche, Versuchungen und Sünden, und lenkte doch Alles nach seinem erhabenen Willen. Er konnte alle Dinge zum Guten

hinausführen, er war barmherzig, langmüthig und gnädig. Die düstern Leiden dieser Welt schwanden in einem lichten Jenseits, wo kein Leid, kein Geschrei, keine Schmerzen mehr sein würden. Noch ein paar Jahre und —

„Sie hier, Madame! Ich bitte tausendmal um Vergebung!"

Verloren in ihren Gedanken fuhr Mary Ursula bei der unerwarteten Anrede an diesem einsamen Orte erschrocken auf und wandte sich mit einem leichten Aufschrei um. Neben ihr stand John Bent mit einem kleinen, mit einem weißen Tuche bedeckten Korbe in der Hand.

„Ich habe Sie doch nicht erschreckt, Miß Castlemaine?"

„Nur für einen Augenblick", sagte sie mit ihrem süßen Lächeln, seine weiteren Entschuldigungen unterbrechend. „Ich stand hier und sah auf die See. Wie großartig ist von hier aus ihr Anblick."

John Bent stimmte ihr bei und erklärte dann seine Anwesenheit. Seine Frau hatte ihn mit etwas Fleischbrühe und sonstigen Erfrischungen zu der Wöchnerin geschickt. Er war auf seinem Wege bei den Kapellruinen vorübergekommen, hatte dort Jemand an dem Felsrande stehen sehen und war schnell entschlossen herangetreten, um sich zu vergewissern, wer es sei.

„Es ist kein Wunder, daß Sie mich nicht hörten, Madame", sagte er, „denn ich schlich mich auf den Zehen heran. Seit dem Verschwinden von Mr. Anthony Castlemaine ist es gerade, als ob der Ort es mir angethan hätte, ich kann ihn nicht aus dem Kopfe bringen. Als ich hier Jemand stehen sah, schöpfte ich schon wieder Verdacht und mußte mich überzeugen, wer es sei."

„Der Ort geht auch mir nicht aus dem Sinn", versetzte Mary Ursula. „Ich wünschte, die Thaten jener Nacht könnten ans Licht gebracht werden."

Der Wirth schüttelte den Kopf. Sie konnte das nicht so lebhaft wünschen, wie er.

„Ich glaube nicht, daß es jemals geschehen wird", sagte er, „wenigstens fürchte ich oft, es werde nicht sein. Nach meiner Ansicht existirt nur eine Person, die Aufschluß darüber geben könnte und die scheint nicht sprechen zu wollen."

Sie wußte, daß er auf ihren Onkel anspiele, und ergriff die Gelegenheit, mit John Bent einige Worte zu sprechen, die sie ihm schon lange zugedacht hatte. Sie hatte, trotzdem sie wußte, welche Ansichten er über die Ereignisse jener Nacht hegte, große Achtung vor dem Manne.

„Es hat mir nicht unbekannt bleiben können, welchen

Verdacht sie gegen Mr. Castlemaine haben und daß Sie demselben mehrfach Worte geliehen, Mr. Bent. Ich glaube, es kann nichts Ungerechteres geben, nichts, was mehr im Widerspruch mit den wahren Thatsachen stünde, sofern dieselben enthüllt würden."

John Bent schwieg. Sie stand in die Ecke gedrückt, neben ihr stieg die dunkle Seitenmauer des grauen Frauenklosters in die Höhe und warf seinen düstern Schatten auf sie. John war ihr so nahe, daß er sie beinahe berühren konnte. Vor ihnen breitete sich die See aus, von der einzelne Lichter aus den Fischerkähnen herüberschimmerten; links lag der grasbewachsene Platz, ehemals das Schiff der Kapelle, mit seinen darauf verstreut liegenden Trümmern und gegenüber das Brüderkloster, dessen gothische Thür wie gewöhnlich geschlossen war. Es war ein einsamer Ort, doppelt einsam in der Stille der Nacht.

„Warum steifen Sie sich auf diesen Argwohn?" fragte sie.

John Bent schob seinen Hut auf die eine Seite und kratzte sich leise den Kopf. Er war ein sehr ehrenhafter, redlicher Mann und wenn er es auch bei Gelegenheit angemessener fand, die Wahrheit zu verschweigen, konnte er

sich doch nicht entschließen, eine Unwahrheit zu sprechen oder schweigend einer solchen zuzustimmen.

„Das ist ein Thema, Madame, über das mein Mund Ihnen gegenüber geschlossen sein muß.“

„Durchaus nicht“, antwortete sie. „Wäre ich Mr. Castlemaine's Frau oder Tochter, so könnten Sie das wohl behaupten; ich bin allerdings seine Nichte, habe mich aber gewissermaßen von der Welt zurückgezogen und — doch ich will diesen Beweisgrund auf sich beruhen lassen und zu einem andern übergehen. Um meiner selbst willen wünsche ich offen mit Ihnen zu reden; die Sache liegt mir schwer auf der Seele, ich kann oft davor nicht schlafen.“

„Mir hat sie auch den Schlaf geraubt“, sagte John Bent.

„Und ich dächte, es müßten Schritte gethan werden, um die Zweifel zu beseitigen — wenn wir nur wüßten, was dies für Schritte sein müßten.“

John bückte sich und stellte den Korb vor sich auf den grasbewachsenen Felsblock, antwortete aber nicht.

„Glauben Sie mir, wenn ich Ihnen versichere, daß ich Ihnen in meinem Herzen wegen des gehegten Verdachtes nicht den geringsten Vorwurf mache“, fuhr Miß Castlemaine fort. „Ich bin überzeugt, Sie können nicht

anders, Sie vermögen sich nicht davon frei zu machen und —"

„Ich wünschte, ich könnte es", unterbrach sie John Bent, „ich wünschte, ich hätte keinen Grund dafür."

„Ein Grund dafür ist nicht vorhanden", sagte sie in leisem Ton, „wenigstens kein stichhaltiger, dessen bin ich so gewiß, wie ich hier stehe. Angenommen, es wäre selbst Mr. Castlemaine gewesen, den Sie in jener Nacht hier herein gehen sahen, so bin ich überzeugt, daß seine Anwesenheit sich befriedigend erklären ließe. Aber Sie müssen sich getäuscht haben, Sie haben keine Bestätigung dafür, daß er es gewesen, weit eher dafür, daß er es nicht gewesen sei. Dies Alles erwogen, denke ich, sollten Sie nicht bei Ihrer Meinung beharren, Mr. Bent, und die Welt nicht glauben lassen, daß Sie dabei beharren."

„Ich habe Ihnen schon gesagt, Madame, es ist dies ein Gegenstand, den ich mit Ihnen nicht besprechen kann."

„Ich wünsche ihn aber mit Ihnen zu besprechen und bitte Sie, dies mit mir zu thun. Sie sehen doch, daß ich ganz vertraulich zu Ihnen rede, warum wollen Sie es nicht eben so machen? Ich möchte mit keinem Menschen außer Ihnen so darüber sprechen."

„Sehen Sie, Madame, ich fühle ja sehr tief die Ehre, die Sie erweisen und ich bin Ihnen von Herzen

dankbar dafür, und Gott weiß, welche hohe Achtung ich Ihnen zolle und immer gezollt habe, Miß Castlemaine, aber die Sache ist die: Ihre Meinung von der Sache liegt auf der einen Seite und die meinige auf der andern; ich möchte nicht darauf beharren, Sie zugeben zu lassen, daß Mr. Castlemaine schuldig sei, kann mich aber nicht dazu bringen lassen, einzuräumen, er sei es nicht."

„Ich bin so fest überzeugt, er ist es nicht, so wahr dort jene Sterne über uns sind", sagte Miß Castlemaine, aber John antwortete nicht.

„Mr. Anthony ist über die Seite geschafft worden, Madame. Ich —"

„Nein, nein", unterbrach sie ihn mit einem Schauder.

„Ich beschuldige Mr. Castlemaine nicht, es gethan zu haben", fuhr John Bent fort. „Was ich sage und wobei ich bleibe, ist, daß Mr. Castlemaine wissen muß, was aus ihm geworden ist. Aber er sagt es nicht, er beobachtet ein strenges Schweigen darüber und das verstärkt den Verdacht gegen ihn. Ich sah ihn in jener Nacht hier hineingehen, so genau, wie ich Sie jetzt hier vor mir sehe, Miß Castlemaine. Es ist wahr, ich sah ihn nicht in das Brüderkloster gehen, die zerbröckelnden Mauern rauben einem ja die freie Aussicht, auch war meine Aufmerksamkeit einige Augenblicke gänzlich von Mr. Anthony's

Bewegungen in Anspruch genommen. Ihn sah ich in das Kloster verschwinden, er ging direct darauf zu."

„Ich sage aber, daß es Mr. Castlemaine vielleicht gar nicht gewesen ist", behauptete sie, nachdem sie ihn ruhig ausreden gelassen.

„Was gäbe es wohl noch für einen Mann hier in Greylands von dem Wuchs und der Größe von Mr. Castlemaine, der sich so aufrecht trüge und wie ein Herr gekleidet ginge?" erwiderte der Gastwirth. „Nur noch Mr. Harry, und Mr. Harry ist zu jung und schlank, um selbst bei Mondschein für seinen Vater gehalten zu werden. Auch war Mr. Harry in jener Nacht zufällig in Newerton."

„Sie sind wirklich von einer grausamen Hartnäckigkeit. Verzeihen Sie mir, Mr. Bent, ich wollte Sie gewiß nicht beleidigen", fügte sie in mildem, sogar gütigem Tone hinzu. „Sie müssen schon früher eine Abneigung gegen Mr. Castlemaine gehabt haben, ist dem nicht so?"

„Der arme junge Mann wohnte unter meinem Dache, ich ging in jener Nacht mit ihm aus, sah ihn durch die Pforte verschwinden und wartete, daß er wieder herauskommen solle. Ich bin seit dem unglücklichen Vorfall noch nicht wieder ruhig geworden, mache mich gewissermaßen mit verantwortlich dafür, da ist es doch ganz natürlich,

daß ich den heißen Wunsch habe, zu entdecken, was aus ihm geworden ist."

„Ich verstehe und würdige diese Gefühle", antwortete sie schnell. „Sie sind ja an und für sich gut und richtig, ich denke aber doch, daß die Stärke derselben Sie auf falsche Fährte bringt und Sie zur Ungerechtigkeit gegen Mr. Castlemaine verleitet. Die Person, welche Sie hier hereingehen sahen, kann ein Fremder gewesen sein, nichts beweist Ihnen, daß es Mr. Castlemaine gewesen sei und das Auge vermag bei Nacht sehr zu täuschen."

„Ja, ich habe einen Beweis", sagte John Bent, mit kaum hörbarer Stimme und sichtlichem Widerstreben. „Ich erhielt eine Bestätigung. Madame, Sie verleiten mich, gegen meinen Willen zu reden."

„Sie meinen Anthony", entgegnete sie etwas ungeduldig. „Sie haben mir gesagt, daß er gleichfalls seinen Onkel zu sehen glaubte, was ja auch dadurch bewiesen ist, daß er ihm folgte. Es kann aber sein, daß er durch einen Ausruf von Ihnen von der Annahme verleitet ward, daß er nicht mit eigenen Augen sah. Er ist nicht hier, für die eine oder andere Auffassung Zeugniß abzulegen. Indem ich die Angelegenheit ins Auge fasse, liegt es mir nur daran, daß die reine Wahrheit festgestellt werde",

fügte sie nach einer kurzen Pause, wie um ihre eigene Hartnäckigkeit zu erklären, hinzu. „Ich will Sie durchaus nicht irre führen oder überreden.“

„Wir sahen ihn beide, Madame, sahen beide deutlich, daß es Mr. Castlemaine war, ich meinte aber nicht Mr. Anthony“, sprach John in demselben leisen Ton. „Es ist noch durch einen andern bestätigt worden.“

„Durch wen?“ fragte sie, mit einer schnellen Bewegung ihren Mantel fester um sich ziehend, als ob ihr kalt wäre. „Nehmen Sie keinen Anstand, sagen Sie mir Alles. Ich habe Ihnen bereits gesagt, ich betrachte diese Unterredung als eine ganz vertrauliche.“

John Bent sah ein, daß er nicht mehr ausweichen könne und sagte deshalb: „Bis gestern Abend hatte ich selbst keine Ahnung, daß Mr. Castlemaine außer von uns Beiden noch von einem Menschen gesehen worden war, jetzt weiß ich aber, daß dies der Fall ist und will Ihnen auch erzählen wie. Dies Zeugniß wird Ihnen vielleicht nicht viel werth erscheinen, Miß Castlemaine, denn der Mann, der ihn sah, war dreiviertel betrunken, er scheint aber doch seiner Sinne noch mächtig gewesen zu sein.“

Zum besseren Verständniß dessen, was der Gastwirth sagte, müssen wir in unserer Erzählung um einen Tag zurückgehen. In der Dämmerung des gestrigen Tages war

John Bent nach der Bucht hinüber geschlendert, hatte sich dort auf die Bank gesetzt, den schönen Abend genossen, die allmälig am Himmel sichtbar werdenden Sterne betrachtet und seine Pfeife geschmaucht. Während er so da saß, kam Jack Tuff, der Matrose, vorüber, bot ihm einen guten Abend und setzte sich zu ihm auf die Bank. Er zog seine Pfeife hervor und hatte augenscheinlich Lust zu rauchen, aber ebenso augenscheinlich keinen Tabak. Der gutmüthige John versah ihn damit und ließ ihn die Pfeife an der seinigen in Brand setzen. Sie plauderten von Diesem und Jenem, kamen natürlich auch auf Anthony Castlemaine's Verschwinden und Mr. Tuff gestand, vielleicht aus Dankbarkeit für den guten Tabak, dem erstaunten Gastwirth, daß er, falls er dazu aufgefordert würde, bezeugen könne, es sei Mr. Castlemaine gewesen, der in jener verhängnißvollen Februarnacht über die Landstraße und in die Kapellruinen gegangen sei.

Jack Tuff war zufolge seiner Erzählung in dem kleinen Fischerdorfe Beeton gewesen und hatte dort mit einem Kameraden ein Glas getrunken — es konnten auch zwei gewesen sein. Jedenfalls war es genug, um Jack, als er nach Greylands zurückkehrte, den Wunsch einzuflößen, nicht direct nach Hause zu gehen, sondern nochmals irgendwo einzukehren. In einer der drei hinter

Greylands Ruhe gelegenen Cottages wohnte ein Freund und Gefährte von ihm, er schlug also den nächsten Weg über die Kirchwiese ein und sprach bei ihm vor. Sie blieben für das ruhige Dorf bis zu einer recht späten Stunde beisammen und tranken verschiedene Gläser, so daß er nach elf Uhr mit recht unsicherem Schritt die Kirchwiese wieder hinunterging. Als er an den nach der Kajüte führenden Seitenweg kam, sah er aus diesem Wege einen großen Mann kommen. Jack Tuff hielt sich in dem Augenblicke zwar grade an einem Baumstamm fest, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren, er erkannte aber doch in dem Daherschreitenden Mr. Castlemaine und zog seinen Hut ab, um ihn zu grüßen. Ob ihn Mr. Castlemaine bemerkt, wußte er nicht, glaubte jedoch, dies sei nicht der Fall gewesen; im Uebrigen ging der Herr von Greylands die Wiese hinauf, seiner Wohnung zu und Jack Tuff ging sie hinunter.

Diese Aussage wäre allerdings mehr eine Bestätigung der vom Herrn von Greylands geführten Behauptung gewesen, daß er, nachdem er eine Pfeife mit dem Commodore geraucht, die Kajüte um halb zwölf Uhr verlassen habe. Aller Wahrscheinlichkeit nach hatte Mr. Castlemaine Jack Tuff nicht gesehen, sonst würde er

sich auf ihn berufen haben, um seine Angabe hinsichtlich der Stunde zu bestätigen.

Jack Tuff ging das noch vor ihm liegende kleine Stück der Wiese hinunter, wobei er die unglaublichsten Anstrengungen machte, seinen Hut auf dem Kopfe zu halten. Mit einem von Beiden war es nicht richtig, entweder wollte der Hut nicht auf den Kopf oder der Kopf nicht in den Hut gehen. Ein Baum oder sonst etwas gerieth mit Jacks Ellenbogen in Berührung und der Hut fiel zu Boden; Jack wollte ihn aufheben, fiel aber ebenfalls und lag nun unter den Bäumen und sein Hut irgendwo anders.

Wie lange Jack in dieser Lage verharrte, darüber wagte er keine Vermuthung zu äußern. Es war ihm, als sei er eingeschlafen, ganz genau konnte er das aber nicht sagen und wenn man ihm Gold gegeben hätte. Das Nächste, das er wieder hörte oder dessen er sich wenigstens entsann, war, daß Schritte die Wiese herunterkamen; er blickte auf und sah wieder den Herrn von Greylands.

„Seid Ihr auch gewiß, daß er's war?" fragte John Bent, dem Erzähler, als er zu diesem Punkte gekommen war, etwas näher rückend.

„Freilich bin ich's", antwortete Jack Tuff. „Das

Mondlicht schien durch die kahlen Aeste der Bäume hell auf sein Gesicht und ich sah ihn ganz genau. Diesmal sah er mich nicht, das weiß ich genau. Ich lag im Finstern unter den Bäumen und er ging, den Kopf vorgebeugt, stracks die Wiese hinunter."

„Und wohin ging er?"

„Weiß ich nicht. Er kam nicht zurück. Meine, er ist wohl über den Weg nach dem Kloster gegangen."

„Gut, weiter", sagte John.

Es war aber nichts weiter zu erzählen. Nach dem durch das Vorübergehen des Herrn von Greylands herbeigeführten Zwischenfall machte sich Mr. Jack Tuff doch klar, daß es für ihn gerathen sei, nach Hause zu gehen. Es war jedoch für ihn nicht leicht, auf die Füße zu kommen. Zuerst mußte er seinen Hut suchen, was beträchtliche Zeit in Anspruch nahm, er wollte ihn auch bereits verloren geben, als er die Entdeckung machte, daß er darauf saß und ihn platt gedrückt hatte. Dann mußte er sein Feuerzeug herausholen und sich eine Pfeife anzünden, was wiederum Zeit erforderte und endlich mußte er aufstehen, was das schwerste Stück Arbeit war, aber mit der freundlichen Hülfe der Bäume vollbracht ward. Es mußte darüber wohl eine Viertel- bis halbe Stunde hingegangen sein. Als er endlich im Gange war, begegnete er Mr.

Bent, der vor den Ruinen auf und ab ging und auf Mr. Anthony Castlemaine wartete.

„Hörtet Ihr den Pistolenschuß?“ fragte John, als Jener schwieg.

„Habe nichts gehört“, antwortete Jack Tuff, „mußte ja nach meinem Hut suchen.“

„Und warum sagtet Ihr denn nicht gleich, daß Ihr den Herrn von Greylands gesehen habt, das hätte doch meine Erzählung bestätigt?“ erkundigte sich John Bent.

„Das fehlte mir noch!“ entgegnete Jack Tuff, „daß man mich ausgelacht und einen Trunkenbold gescholten hätte, der doppelt sieht. Niemand würde mir geglaubt haben und ich sage es auch jetzt nur zu Ihnen, Mr. Bent. Außerdem mag ich mir Mr. Castlemaine nicht auf den Hals hetzen, der ließe mich vielleicht einsperren.“

John Bent konnte nichts weiter aus ihm herausbekommen, aber er hätte sein Leben zum Pfande gesetzt, daß der Mann die Wahrheit sprach und daß er Mr. Castlemaine wirklich gesehen hatte. Was half ihm das aber? Jack Tuff war aus Furcht vor Mr. Castlemaine entschlossen, was er gesehen hatte, für sich zu behalten und würde es wahrscheinlich abgeleugnet haben, wenn man ihn darum befragt hätte.

Miß Castlemaine hatte die Erzählung schweigend

mitangehört. Ihr Glauben an die Unschuld ihres Onkels war dadurch nicht erschüttert, es war aber schwieriger geworden, John Bent in dem seinigen wankend zu machen und sie bedauerte, daß sie mit ihm darüber gesprochen hatte.

„Wir können nur die Aufklärung abwarten, welche die Zeit bringen wird“, sagte sie seufzend. „Verlassen Sie sich darauf, Mr. Bent, ist in jener Nacht wirklich eine Unthat geschehen, so hat doch Mr. Castlemaine keinen Theil daran.“

John Bent beobachtete ein respektvolles Stillschweigen. Sie verließen die Ruinen und er öffnete ihr die Pforte. In diesem Augenblick fiel ihr der eigentliche Anlaß ihres Abendspazierganges wieder ein und sie sagte:

„Was erscheint nur hier an den Fenstern des Brüderklosters in Gestalt des grauen Mönchs? Zwei Schwestern sind heute Abend dadurch halb zu Tode erschreckt worden.“

„Es ist das mindestens einem Dutzend Leuten in jüngster Zeit passirt“, antwortete John Bent, „was es aber ist, vermag ich auch nicht zu sagen. Dummköpfe lassen sich davon in Furcht jagen, als ob uns ein Geist etwas anhaben könnte! Ich möchte wohl, er erschiene mir.“

Mit dieser seinen Muth bekundenden Antwort und

dem gegenseitigen Wunsche einer guten Nacht trennten sie sich. John Bent ging mit seinem Korbe den Hügel hinauf, Miß Castlemaine wandte sich in tiefem Sinnen dem Frauenkloster zu.

So seltsam dies auch in Anbetracht des Zustandes, in welchem Jack Tuff sich in jener Februarnacht befunden, erscheinen mochte, hatte bei ihr die Ueberzeugung Platz gegriffen, daß sein Gesicht ihn nicht getäuscht habe. Sie hatte sich immer gesagt, daß unabhängig von Anthony's Verschwinden sich an diese Nacht noch ein Geheimniß knüpfen müsse und die Aussage des Trunkenen bestätigte diese Vermuthung. Was hatte Mr. Castlemaine zu jener Mitternachtsstunde in die Kapellruinen geführt? Weshalb leugnete er, dort gewesen zu sein? Angenommen aber, es war Mr. Castlemaine wirklich, so war die nächste und natürliche Folgerung, er müsse wissen, was aus Anthony geworden sei. Es war, von welcher Seite man es auch betrachtete, ein befremdender, unerklärlicher, geheimnißvoller Handel. Nicht, daß sie ein Jota von dem Glauben an ihren Onkel verlor, sie vertraute ihm, wie sie ihrem Vater vertraut hatte, aber ihr Herz war schwer, ihr Kopf in einer unsäglichen Verwirrung.

In die gleiche auch äußerlich herrschende Verwirrung gerieth sie, als sie die Pforte des Frauenklosters erreichte.

Es hatte sich davor eine Anzahl von Menschen versammelt, die hin und her liefen und einen betäubenden Lärm machten. Frauen weinten, Mädchen schrieen und gestikulirten; den Mittelpunkt der Gruppe bildete ein Mann, der einen verhüllten Gegenstand im Arme hielt. Als Miß Castlemaine in ihrem Costüm einer grauen Schwester aus der Dunkelheit auftauchte, machte ihr Alles ehrfurchtsvoll Platz.

„Was geht hier vor, meine guten Leute?“ fragte Miß Castlemaine und hörte mit tiefem Bedauern die Antwort: Polly Gleeson, eins vom Tim Gleeson's zahlreichen Kindern, war mit ihrem Nachtrock der Flamme zu nahe gekommen und hatte sich gefährlich verbrannt. Tim war wie gewöhnlich nicht zu Hause, aber ein anderer Mann hatte sich erboten, das Kind zu den grauen Damen zu bringen — dem gewöhnlichen Zufluchtsort in Unglücks- und Krankheitsfällen.

Die kleine Verunglückte wurde ins Kloster getragen und auf eins der stets in Bereitschaft stehenden kleinen Betten gelegt. Schwester Mildred, die sich ganz besonders auf die Behandlung von Brandwunden verstand, kam selbst herbei und gab zwei andern Schwestern Anweisung, was zu thun sei. Die schluchzende Mutter, Nancy Gleeson, die ohnehin ein recht schweres Leben hatte, fragte, ob sie nicht dableiben und die Nacht bei Polly wachen solle,

die Schwestern riethen ihr aber, lieber zu ihren andern Kindern zu gehen und ihnen Polly vertrauensvoll zu überlassen. Schwester Mildred erklärte die Wunden, so übel sie auch aussahen und so viel Schmerzen sie bereiteten, nicht für gefährlich, versprach aber, wenn wider Erwarten doch Gefahr eintreten sollte, sofort nach Nancy Gleeson schicken zu wollen. Die Mutter ging mithin ruhig von dannen und die guten Damen übernahmen die ihnen zu Theil gewordene Aufgabe und schickten sich zur Nachtwache an.

Schwester Mary Ursula hatte unter den Frauen und Mädchen, welche sich um die Pforte drängten, auch das Gesicht von Jane Hallet bemerkt und erkannte auch deren Kleidung als die wieder, welche sie diesen Abend bereits gesehen.

Inzwischen war John Bent zur Station der Küstenwächter gelangt. Er plauderte eine kurze Zeit mit Henry Mann, dem Gatten der Wöchnerin, der zufällig dienstfrei und zu Hause war, und trat alsdann mit seinem leeren Korbe den Rückweg an. Zufällig hielt er sich auf derselben Seite der Straße, auf der eine Stunde früher die Schwestern Rachel und Anna gegangen waren, und schlenderte, in Gedanken mit der kurz zuvor mit Miß Castlemaine gehabten Unterredung beschäftigt, langsam seines Weges. Als er am Brüderkloster vorüber kam, blickte er

daran empor; es ging überhaupt in der Dunkelheit selten Jemand an dieser Stelle vorüber, ohne das zu thun, der Aberglaube mußte eine Art Verzauberung ausüben. In demselben Momente, als John die Augen in die Höhe richtete, schimmerte ein schwaches Licht durch die Fensterhöhlen und die Gestalt mit der Lampe in der Hand wurde sichtbar. Es war vielleicht derselbe Augenblick, wo auch Madame Guise von Mr. Castlemaine's Zimmerfenster aus die Erscheinung erschaute. John Bent hielt dem Anblick ebenso wenig Stand, wie Madame Guise und die grauen Schwestern. Er gab Fersengeld und langte in kalten Schweiß gebadet im Delphin an.

Achtes Capitel.

Jane Hallet.

Greylands lag ruhig und einförmig in den Strahlen der Morgensonne da. Kein Zeichen der Aufregung, welche in der vergangenen Nacht am Orte geherrscht, war zu erblicken; kein Auflauf, kein Weibergeschrei, keine Angst, kein Schrecken. Auch John Bent hatte seine Fassung wiedergewonnen. Greylands hatte bereits von einem Ende zum andern die Kunde vernommen, daß der graue Mönch wieder umgehe und sich zwei Schwestern, sowie dem Wirth aus dem Delphin gezeigt habe.

Das verbrannte Kind, ein gewecktes Mädchen von fünf Jahren, lag in seinem kleinen Bett und Schwester Phöbe saß daneben. Das mit eisernen Stäben versehene Fenster, die ursprünglich wahrscheinlich angebracht waren, um die Nonnen zu verhindern, einen verbotenen Blick auf die Welt zu werfen, ging auf die Straße. Polly Gleeson hatte weniger Schmerzen und lag ruhig. Mr. Parker

war schon dagewesen und hatte Schwester Mildreds Ansicht bestätigt, daß keine bedenklichen Folgen zu befürchten wären.

Die Thür öffnete sich leise und es traten Schwester Mary Ursula und Miß Reene ein. Ethel hatte von dem Unfall gehört und war aus Greylands Ruhe gekommen, um sich nach dem Kinde zu erkundigen. Schwester Phöbe stand lächelnd und knixend auf und machte den beiden Damen am Bette Platz.

„Es geht viel besser, sie weint auch nicht mehr“, sagte sie.

Polly war ein hübsches kleines Mädchen. Ihr braunes Haar umgab in reichen Locken ihr Köpfchen, ihre dunklen Augen lächelten den Damen entgegen. Das Gesicht war unverletzt, man konnte überhaupt wie sie so da lag nichts von den Brandwunden sehen, denn die schlimmsten waren auf der Brust. In Ethels Augen standen Thränen.

„Arme kleine Polly“, sagte sie, sich sanft zu ihr niederbeugend und sie küssend, „wie hat sich denn das zugetragen?“

„Billy nahm das Licht und wollte nach einer Murmel sehen, die auf die Erde gefallen, ich suchte mit und auf ein Mal wurde es sehr hell und Mutter schrie.“

„Warum warst Du aber nicht früher im Bett, Polly? Es war ja neun Uhr vorüber.“

„Mutter zog uns gerade aus, sie hatte den ganzen Tag gewaschen.“

„Arme Kleine. Nun, Polly, Du wirst bald wieder gesund werden; künftig mußt Du Dich aber mit Feuer und Licht sehr in Acht nehmen.“

Polly nickte als Zeichen ihrer Zustimmung so lebhaft, wie ihre Kissen nur gestatteten. Miß Castlemaine nahm Schwester Phöbe's Platz ein und letztere entfernte sich.

Das Kind befand sich augenscheinlich wohler, denn bald schlossen sich die schweren Augenlider und der Schlaf, der es die ganze Nacht geflohen, senkte sich hernieder. Mary Ursula zog eine Arbeit aus der Tasche. Die Schwestern machten Kleider für das Kind, alle Kleidungsstücke, die Polly besessen — und es waren deren wenig genug — waren von der erschrockenen Mutter zusammengerafft und zur ersten Erstickung des Brandes benutzt worden.

„Wie friedlich es hier ist“, sagte Ethel in leisem Ton. „Ich möchte auch zu Euch kommen und eine Schwester werden, Mary.“

Miß Castlemaine lächelte traurig. „Das geht durchaus nicht an, Ethel."

„Es ist ein so nützliches Leben."

„Du wirst Dich in einem andern Lebenslaufe nützlich machen. Es wäre nicht recht, wenn Du Dich hier vergraben wolltest."

„Dasselbe sagten wir Alle auf Greylands Ruhe auch zu Dir und Du hast es doch gethan."

„Die Verhältnisse liegen sehr verschieden, mein liebes Kind. Meine Hoffnungen auf Glück, meine Aussichten in dieser Welt sind vorüber, die Deinigen, Ethel, sind kaum in der Knospe. Wenn ein guter Mann um Dich wirbt und Dich gewinnt, wirst Du schon wissen, wo der nützliche Lebensberuf für Dich liegt."

„Ich mag mich aber nicht gewinnen lassen", antwortete Ethel, wie junge Mädchen gewöhnlich zu sprechen pflegen. „Ich würde zum Beispiel zehnmal lieber eine graue Schwester, als daß ich Harry Castlemaine heirathete."

Mary blickte mit einer an ihr sonst ungewöhnlichen Lebhaftigkeit auf. Die Worte riefen ihr einen der Vorfälle des vergangenen Abends in Erinnerung.

„Ich hoffe, Harry setzt seine Neckereien gegen Dich nicht weiter fort, Ethel?"

„Da irrst Du. Ich dachte auch, er hätte es satt, aber heute Morgen fing er wieder an und noch dazu in Anderer Gegenwart.“

„Was sagte er?“

„Nicht gerade viel. Es war als er nach dem Frühstück aus dem Zimmer gehen wollte. Er wandte den Kopf nach mir um und sagte, er hoffe, ich sei nun bald bereit, auf die Frage zu antworten, die er mir so oft vorgelegt habe. Papa und Mama müssen verstanden haben was er meinte, ich hätte ihm etwas an den Kopf werfen können.“

„Es ist doch wohl nur ein Scherz von ihm, Ethel.“

„Das weiß ich nicht. Zuweilen denke ich es, zuweilen kommt es mir auch wie Ernst vor, wie es aber auch gemeint sein mag, mir ist es höchst unangenehm. Nicht für die Welt möchte ich Harry Castlemaine heirathen.“

„Ethel, ich glaube — ich weiß es nicht genau, aber ich glaube — Du hast keinen Grund, zu fürchten, er werde dringend werden und es könnten Dir Unannehmlichkeiten daraus erwachsen. Harry ist noch nicht gesetzt genug, um zu heirathen, er macht noch viele wilde Streiche.“

„Wir haben heute Morgen schon einen förmlichen

Aufruhr gehabt", erzählte Ethel, auf ein anderes Thema übergehend. „Irgend Jemand hat Flora gestern Abend in ihrem Schlafzimmer eingeschlossen und als sie heute Morgen ihre gewöhnliche Promenade machen wollte, konnte sie nicht hinaus. Mama war sehr böse und als nun die Nachricht kam, daß Polly Gleeson sich verbrannt habe, fing sie wieder an und sagte, Flora hätte auch verbrennen können."

„Wer schloß sie ein?"

„Ich weiß es nicht, wenn es nicht Madame Guise gethan hat. Papa, Mama und ich waren zum Mittagessen bei Barclays in Stillborough. Harry wollte nicht mitfahren. Es war eine sehr hübsche Gesellschaft, Abends wurde gesungen."

„Wie war es aber mit der Thür?"

„Madame Guise meint, sie habe es unabsichtlich gethan, denn sie sei gestern Abend noch einmal in Flora's Schlafzimmer gewesen, um nach ihr zu sehen. Ich kann mir aber gar nicht denken, daß sie es gethan haben soll, sie ist schon so oft darin gewesen und hat weder diese Thür noch eine andere jemals hinter sich verschlossen."

„Nun, die Sache scheint wenigstens keine üblen Folgen gehabt zu haben."

„Nein, Mama konnte sich nur nicht darüber zufrieden

geben. Mary, ich erzähle Dir jede Kleinigkeit, die ich weiß", fügte sie leise lachend hinzu. „Ich denke mir, da Du hier so abgeschlossen bist, hörst Du doch wohl gerne Neuigkeiten von der Außenwelt."

„Das thue ich auch," war die Antwort. „Ich habe durchaus nicht alles Interesse für meine Mitmenschen verloren, das glaube nur, Ethel."

„Ich trug gestern mein schwarzes Gazekleid mit weißen Atlasschleifen garnirt; Du kannst Dir gar nicht denken, wie hübsch es aussah, Mary", erzählte Ethel, bei der nun doch etwas weibliche Eitelkeit zum Vorschein kam. „Im Haar hatte ich eine Silberblume."

„Der Anzug und die Blume mußten Dich ohne Zweifel sehr gut kleiden, denn sie schmückten ja ein schönes Mädchen", war Mary's Antwort. Ethel erröthete; sie wußte wie hübsch sie war.

„Geht es mit Madame Guise fortdauernd gut?"

„Vortrefflich. Mrs. Castlemaine glaubt, es gäbe nicht nochmals ihres Gleichen. Mir gefällt sie auch, zuweilen wird sie mir aber räthselhaft."

„In wie fern?"

„Das kann ich schwer erklären. Sie erscheint mir zuweilen so eigenthümlich. Ich muß aber fort", fügte sie aufstehend hinzu.

„Du bist ja so eilig, Ethel.“

„Ich muß noch nach der Klippe zu Miß Hallet gehen. Jane hohlnäthelt für Mama Taschentücher. Mama nahm gestern Abend eins davon, Mrs. Barclay sah die Arbeit und möchte für sich auch welche genäht haben. Ich soll nun Jane bestellen, daß sie, wenn sie nach Stillborough geht, bei Barclays mit vorkommt. Die Arbeit ist wirklich schön, es ist die breite Hohlnath, Mary, vier oder fünf Reihen neben einander.“

Sie sprachen noch einige Worte in demselben leisen Ton, damit die Schläferin nicht erwache, dann empfahl sich Ethel. In der Nähe der Bucht begegnete sie Mrs. Bent, die in Pike's Materialladen Einkäufe gemacht hatte und auf dem Heimwege war.

„Wieder ein schöner Tag, Miß Ethel.“

„Ein köstlicher Tag“, antwortete Ethel, stehen bleibend, denn sie und Mrs. Bent waren große Freunde. „Ich habe die arme Polly Gleeson besucht, sie ist schrecklich verbrannt.“

„Ich wundere mich nur, daß bei der unverständigen Mutter nicht schon früher ein solches Unglück geschehen ist“, erwiderte Mrs. Bent unwirsch. „Es giebt kein albierneres Weib als Nancy Gleeson. Wie kann man

Kinder mit einem Licht spielen lassen? Wo hat sie wohl ihre Gedanken gehabt?"

„Es ist traurig für die arme Polly; die Schwestern meinen jedoch, sie werde bald hergestellt sein. Apropos, Mrs. Bent", fuhr Ethel, die sich schon zum Fortgehen angeschickt hatte, sich nochmals umwendend fort, „würden Sie wohl Mama das Recept für Aal in Aspic nochmals geben. Die neue Köchin macht das Gericht nicht nach ihrem Geschmack und Mama weiß nicht, wo der Fehler liegt."

„Es ist das beste Recept für Aal-Aspic in drei Königreichen", versetzte Mrs. Bent mit Stolz. „Ich habe es von meiner Mutter, wollen Sie mit hereinkommen und es abholen?"

„Jetzt nicht, ich muß nach der Klippe, aber auf dem Rückwege."

„Sie gehen wahrscheinlich zu der Nancy Gleeson!" rief Mrs. Bent in der ihr offenen Weise. „Sie verdient das gar nicht; hätte ich zwanzig Kinder, so sollte in meiner Gegenwart doch keinem davon so etwas passiren."

„Ich gehe nicht zu ihr", antwortete Ethel lachend, „sondern zu Jane Hallet, der ich etwas von Mama zu bestellen habe."

„Vielleicht, daß sie sich nicht gar zu frei mit Mr.

Harry machen soll?" fuhr es Mrs. Bent heraus. Hätte sie sich Zeit zum Ueberlegen genommen, würde sie es nicht gesagt haben.

„Frei mit Mr. Harry machen?" wiederholte Ethel ein wenig hochmüthig. „Was wollen Sie damit sagen, Mrs. Bent?"

„Nun, ich habe sie nach Einbruch der Dunkelheit mit Mr. Harry gehen sehen", sagte Mrs. Bent, die nun einmal nicht am Herzdrücken starb.

„Sie können sich zufällig getroffen haben", erwiderte Ethel nach einer Pause.

„O ja doch, das können sie", gab Mrs. Bent in recht anzüglichem Tone zu.

„Wann haben Sie sie denn gesehen", fragte Ethel erstaunt und sogar etwas empört.

„Wann, das weiß ich nicht, es ist seit letztem Herbst öfter geschehen. Es kann ja ganz harmlos sein und bleiben, Miß Ethel, Gott behüte mich, etwas Böses zu denken, aber ein Mädchen in Jane Hallet's Lage sollte vorsichtiger sein und keinen Anlaß zu Redereien geben."

Etwas verstimmt verfolgte Ethel ihren Weg nach der Klippe. Es war wahrlich nicht angenehm zu erfahren, daß Mr. Harry einem Dorfmädchen den Hof machte, während er sich den Anschein gab, als wolle er sich um

sie bewerben. Ethel hatte allerdings nicht die Absicht, ihn zu erhören, hätte sich im Gegentheil niemals entschlossen, ihn zu heirathen, das kam aber hierbei gar nicht in Betracht. Der Verkehr mit Jane Hallet war schon an und für sich ein Unrecht. Jane stand höher als alle andern Mädchen im Dorfe, sie war besser erzogen, denn sie war Jahre hindurch bei den grauen Schwestern in die Schule gegangen, hatte ein feines, bescheidenes, zurückhaltendes Wesen und Ethel hätte geglaubt, es müsse ebenso unmöglich sein, Jane etwas Uebles nachzusagen wie ihr selbst. Ihr Bruder John Hallet, der ertrunken war, hatte in den letzten Jahren seines Lebens, wie Greylands sich recht wohl entsann, auf dem Fuße eines freundschaftlichen Umgangs mit Harry Castlemaine gestanden und Ethel kam endlich zu dem Schlusse, die Intimität, von der Mrs. Bent wissen wollte, sei nichts als ein Ueberbleibsel dieser Freundschaft.

Merkwürdiger Weise wurde Jane Hallet fast zu derselben Zeit, als Mrs. Bent über ihr Umherschweifen in der Dunkelheit sich gegen Ethel äußerte, von ihrer Tante wegen des gleichen Versehens ausgescholten. Miß Hallet hatte in letzterer Zeit schon mehrmals Gelegenheit gehabt, darüber zu reden, Jane war aber nie um ganz einleuchtende Entschuldigungsgründe verlegen, so daß Miß

Hallet, die ferne von jedem Argwohn war und ihrer Nichte traute wie sich selbst, nie viel daraus zu machen vermochte.

Am vergangenen Abend hatte Jane, nachdem sie von Greylands Ruhe zurückgekommen, schnell ihren Thee getrunken, ihre guten Sachen ausgezogen, um der Tante keinen weiteren Anlaß zum Schelten zu geben, und sich zur Arbeit gesetzt. Da irgend etwas von den täglichen Bedürfnissen im Hause fehlte, so hatte Jane in der Dämmerung ihren schwarzen Mantel umgebunden und war fortgelaufen, um es einzukaufen, kehrte aber von diesem Gange erst um halb zehn zurück und kam gestürzt, als ob sie gejagt werde. Miß Hallet befand sich, als sie ankam, gerade unwohl und Jane kam für den Augenblick ohne Vorwürfe davon; am andern Morgen hatte die Tante aber Muße, darauf zurückzukommen. Jane saß am Fenster und nähte an einem Taschentuch; die Sonne schien auf ihr helles Haar, ihr leichtes Kattunkleid sah wie gewöhnlich sehr sauber aus.

„Wie viel Zeit braucht man wohl, um von hier nach Pike's Laden und wieder zurück zu gehen, Jane?“

„Von hier nach Pike's Laden und wieder zurück, Tante? — ei, den Weg kann ich in zehn Minuten gehen“, sagte

das nichts ahnende Mädchen. „Du würdest natürlich etwas mehr Zeit dazu gebrauchen."

„Wie kam es denn, daß Du gestern Abend zwei Stunden und zehn Minuten darauf zubrachtest?" fragte Miß Hallet. „Du gingst hier bald nach halb acht fort und kamst erst kurz vor zehn Uhr zurück."

Die feine Röthe in Jane's Gesicht wurde plötzlich tiefer. Sie hielt ihre Arbeit gegen das Fenster, als ob ein falscher Stich in Ordnung zu bringen wäre.

„Nachdem ich den Zucker gekauft, ging ich nach dem Wohnzimmer, um Susan Pike guten Abend zu sagen, Tante, und dann kam das furchtbare Geschrei, daß Polly Gleeson sich verbrannt habe."

Es war die Wahrheit, aber nicht die volle Wahrheit. Miß Jane war nur drei Minuten bei Susan Pike gewesen und der Lärm wegen des Kindes war zwei Stunden später entstanden; wo sie die Zwischenzeit gewesen, darüber gab sie keine Rechenschaft. Miß Hallet fiel es gar nicht ein, ganz genau nach der Zeit zu forschen, sie ließ die Erklärung gelten.

„Und wenn sich Nancy Gleesons sämmtliche Kinder verbrannt hätten, so war dies für Dich kein Grund so lange auszubleiben."

„Beinahe das ganze Dorf lief nach der Klosterpforte, Tante, es war dort wie Jahrmarkt.“

„Du läufst fast jeden Abend fort, bald hier, bald dorthin. Ich habe dergleichen in Deinen Jahren nie gethan.“

„Wenn es zu finster ist, um zur Arbeit zu sehen und doch noch zu früh Licht anzuzünden, gehe ich gern die Klippe hinunter, dabei ist doch nichts Böses, Tante.“

„Dabei nicht, aber bei Deinem langen Ausbleiben, wenn Du erst unten bist. Es kommt aber Alles von Deiner Lust am Schwatzen, Jane. Bist Du erst bei Susan Pike oder der müßigen Patty Nettleby, so denkst Du so wenig an die Zeit, als ob es in ganz Greylands keine Uhr gäbe.“

„Jane beugte sich nieder, anscheinend um einen Faden Baumwolle abzubeißen, in Wahrheit aber, um ihr Gesicht zu verbergen.

„Wie oft habe ich Dir schon gesagt, Du sollst keinen Faden abbeißen, aber Du hörst nicht! Manches Gebiß, das ebenso gut war wie das Deinige, ist dadurch schon ruinirt worden. Ich hatte früher dieselbe Untugend, aber meine Dame gewöhnte sie mir ab; gebrauche doch Deine Scheere und — Du meine Güte, da ist Miß Reene!“

Ethel trat ein. Jane stand auf, sie zu begrüßen

und die Bestellung in Empfang zu nehmen. Ethel dachte an das soeben Gehörte und mußte sich sagen, daß Jane in der That hübsch genug aussah, um Harry Castlemaine's Aufmerksamkeit zu erregen. Aber die blauen Augen, welche sie ansahen, waren gut und ehrlich und Ethel glaubte das Gleiche von ihrer Besitzerin.

„Ich danke Ihnen, ich werde sehr gern Taschentücher für Mrs. Barclay übernehmen", sagte Jane; „aber ich war gestern erst in Stillborough und werde wohl die nächste Woche nicht hinkommen. Auch kann ich sie natürlich nicht anfangen, ehe ich die Taschentücher für Mrs. Castlemaine fertig habe."

„Ich glaube nicht, daß es Mrs. Barclay besonders eilig hat", sagte Ethel.

„Jane könnte mehr Arbeit fertig bekommen, wenn sie sich daran hielte", bemerkte Miß Hallet. „Ich verlange es allerdings nicht, daß sie für Andere arbeitet, es ist ihr eigener freier Wille, aber ich hindere sie auch nicht daran und da sie gern schönere Kleider hat, als ich ihr kaufen würde, so kommt ihr das verdiente Geld sehr zu Statten. Kurz, ehe Sie eintraten, Miß Reene, hielt ich ihr vor, wie sie ihre Zeit vergeude. Jeden Abend, den Gott werden läßt, läuft sie zu ihren Bekannten im Dorfe. Heute ist sie bei Susan Pike, morgen bei Martha Nett=

leby und übermorgen bei der alten Mutter Dance unter der Klippe, bald hat sie sich dort verspätet, bald sind Kinder verbrannt, kurz, um eine Entschuldigung ist sie nie verlegen."

„Mrs. Castlemaine sagte, sie wünsche ihre Anfangsbuchstaben in die Taschentücher gestickt zu haben, wissen Sie, in welcher Weise das gemacht werden soll, Miß Reene?" unterbrach Jane die ihr augenscheinlich sehr unangenehme Vorlesung. „Ich wagte gestern Nachmittag nicht danach zu fragen."

„Ich weiß es nicht, es ist besser, Sie kommen und fragen Mrs. Castlemaine danach", antwortete Ethel.

„Sehr wohl, Miß Reene."

Ethel ging die Klippe hinunter und schlug von den verschiedenen von dort abgehenden Pfaden den ein, welcher zu Tim Gleesons Hütte führte, einer elenden Baracke mit nur zwei niedrigen Wohnräumen. Tim, ein träger, sorgloser und im Ganzen gutmüthiger Mann, saß vor der Thür auf einem Stein, hatte seine in blauen Beinkleidern steckenden Beine weit von sich gestreckt und starrte mit seinem rothen Gesicht in die Sonne.

„Seid Ihr heute nicht auf den Fischfang?" fragte Ethel.

„Nein, heute nicht", antwortete er langsam aufstehend,

„ich will mit der nächsten Fluth ausfahren. Das Unglück hat mir alle Kraft genommen. Als sie gestern Abend in den Delphin stürzten und sagten, Polly stehe in Brand, hätten Sie mich umblasen können wie eine Feder. Mrs. Bent fuhr auf mich los, als ob es meine Schuld wäre, sagte, sie hätte Lust, mich nicht wieder in das Gasthaus zu lassen, denn ich käme dort hin, wenn ich wo anders sein sollte und ich verdiente nicht mein Salz. Und wenn es noch eins von den andern gewesen wäre, aber grade Polly, das hübsche Ding."

„Ist Eure Frau zu Hause?"

„Nein, sie ist nach dem Kloster. Ich habe ihr angedroht, wenn sie noch einmal ein Licht ins Haus bringt, so stopfe ich es ihr in den Hals, daß sie es verschlucken muß", fügte Tim wüthend hinzu.

„Sie muß doch aber Licht haben, um zu sehen."

„Ist mir einerlei, ich will die Kinder nicht geröstet haben. Ich danke Ihnen, Miß, daß Sie bei uns mit vorkommen. Die Bälger machen drin wieder einen erschrecklichen Lärm, ich muß einmal unter sie fahren."

Ethel richtete nun ihre Schritte nach dem Delphin und trat durch den gewöhnlichen Eingang, die der Bucht gegenüberliegende, beständig offen stehende Thür, ein. Mr. und Mrs. Bent waren beide im Zimmer, er las sein ge-

liebtes Wochenblatt, den Stillborough Herald, sie saß am Tisch unter dem Fenster und verlas Rosinen. Das gewünschte Recept lag schon bereit.

Ethel setzte sich an den Tisch und steckte eine Rosine in den Mund; John, der aufgestanden war, um sie zu begrüßen, nahm seinen Platz wieder ein. Ethel ging, um die Wahrheit zu gestehen, gern nach dem Delphin, es war eine so angenehme Abwechselung von der gewöhnlich auf Greylands Ruhe herrschenden Langeweile. Der während des Winters im Zimmer aufgestellt gewesene Schirm war jetzt entfernt. Mrs. Bent hatte große Lust, ihn zerhacken und verbrennen zu lassen, denn er war Schuld daran, daß Ethel jene gefährlichen Worte gehört hatte. Sie hatten übrigens derselben alle Drei nie wieder Erwähnung gethan und schienen nach einem stillschweigenden Uebereinkommen sie der Vergessenheit anheim zu geben.

„Entschuldigen Sie, Miß Ethel, daß ich mich in meiner Arbeit nicht stören lasse", sagte Mrs. Bent. „Wir haben heute ein Mittagsessen und ich habe es diese Minute erst erfahren. Irgend ein großer Generalinspector der Küstenwache ist heute hier und er mit noch etlichen Herren werden bei uns speisen, Mr. Castlemaine ist auch dabei. Und ich habe nicht eine einzige verlesene Rosine

zum Plumpudding im Hause; es trifft mich selten etwas so unvorbereitet wie dies."

„Geben Sie mir eine Schürze, so will ich Ihnen helfen", sagte Ethel und zog ihre schwarzen Handschuhe aus.

„Warum nicht gar, Miß Ethel, als ob ich das annehmen würde! Aber es sieht Ihnen ganz ähnlich, immer hilfbereit."

„Bitte, geben Sie mir eine Schürze."

„Ich kann nicht. Wenn zufällig Jemand von Greylands Ruhe dazu käme, würden sie mir es sehr übel nehmen und Ihnen auch, Miß Ethel. Es ist übrigens auch nicht nöthig, ich bin bald fertig."

Ethel half nun ohne Schürze. John Bent las weiter, bis er zu einem Artikel kam, der ihn in Feuer und Flammen brachte.

„Höre Frau, hören Sie Miß Ethel!" rief er, „welche Schändlichkeit!"

„Wie wir hören entbehrt das in letzterer Zeit vielfach diskutirte Gerücht von einer Verlobung zwischen Mr. Blake-Gordon und der Erbin von Mountsorrel thatsächlich jeder Begründung."

„Der Schurke!" rief Mrs. Bent für den Augenblick

ihre Arbeit vergessend, „er kann doch wohl nicht so schlecht sein, jetzt schon wieder an eine Andere zu denken.“

Auch Ethel hielt in ihrer Arbeit inne und blickte den Gastwirth gespannt an. Sie konnte sich gar nicht vorstellen, daß ein Mensch so treulos zu sein vermöge.

„Ich wußte, daß davon gesprochen wurde“, sagte John, „ich hörte letzten Markttag in Stillborough so etwas munkeln, Miß Ethel. Wahr oder nicht wahr, so viel steht fest, er ist sehr viel bei Mountsorrels und —“

John Bent unterbrach sich plötzlich und stand auf, denn es war ein etwas sonderbar aussehender ältlicher Herr eingetreten. Er trug einen langen blauen Rock mit weiten Aermeln und Metallknöpfen, Stulpenstiefeln und Sporen und hatte einen dicken Knotenstock in der Hand. Seine Haltung war gerade und aufrecht, sein langes Haar weiß wie Schnee, sein dunkles Auge blickte noch sehr feurig. Er zog seinen breitkrämpigen Hut, grüßte mit altmodischer Höflichkeit und sah prüfend im Zimmer umher. Sein Blick blieb auf Mrs. Bent und Ethel haften, welche letztere er bei ihrer wirthschaftlichen Verrichtung für die mit ihren besten Sonntagskleidern geputzte Tochter des Hauses hielt.

„Dies ist doch der Delphin?“ fragte er zweifelnd.

„Ihnen zu dienen, Herr“, antwortete John.

„Ich dachte es mir doch. Aber die Thür scheint verändert. Es ist eine lange Reihe von Jahren vergangen, seit ich nicht hier war. Ach, ich sehe, die Hauptthür ist auf der andern Seite, und Sie sind der Wirth, John Bent?"

„Aufzuwarten."

„Gut. Ich bin von Stillborough herausgekommen, um mit Ihnen zu reden. Ich möchte wissen, was an dem furchtbaren Gerüchte, das mir soeben erst zu Ohren gekommen, Wahres ist."

„Das Gerücht, mein Herr?" erwiderte John und es war natürlich, daß er im Augenblicke an Mr. Blake-Gordon und das diesen betreffende Gerücht dachte. „Ich glaube nicht, daß ich Ihnen darüber etwas sagen kann."

„Mir nichts darüber sagen können — Sie? Man hat mir gesagt, daß Sie am genauesten davon unterrichtet sind!"

Ethel zog die Handschuhe an und rüstete sich zum Fortgehen. John Bent sah den Fremden von der Seite an.

„Wir verstehen uns vielleicht nicht, mein Herr. Wenn Sie die Güte hätten, sich deutlicher zu erklären, kann ich Ihnen vielleicht antworten."

„Ich wollte mich bei Ihnen nach dem Sohne meines

Jugendfreundes, genannt Roger der Sorglose, kurz, nach dem jungen Anthony Castlemaine erkundigen."

Es war ein sehr plötzlicher Gedankensprung von Mr. Blake-Gordon zu dem unglücklichen Anthony. John Bent seufzte und verbarg dies unter einem Husten. Der Herr fuhr fort, nachdem er der sich entfernenden Ethel nachgeblickt hatte:

„Ist es wahr, daß Basil Castlemaine's Sohn vor ein oder zwei Monaten aus Frankreich herüber kam, seine Wohnung in diesem Gasthause aufschlug und Ansprüche auf die Besitzung seines Großvaters erheben wollte? Ist das wahr?"

„Ja, mein Herr."

„Und wo ist der junge Anthony?"

„Das weiß ich nicht, mein Herr. Ich wünschte, ich wüßte es."

„Ist es wahr, daß er in einer Nacht auf unerklärliche Weise verschwand und daß man nichts wieder von ihm gehört oder gesehen hat?"

„Leider nur zu wahr, lieber Herr."

Der Fragende trat John einen Schritt näher und senkte seine Stimme zu einem leisen, feierlichen Flüstern herab.

„Man hat mir gesagt, daß falsches Spiel gespielt worden ist.“

„Falsches Spiel“, stammelte John, nicht wissend, ob dieser seltsame alte Mann Freund oder Feind, oder ob er gekommen sei, ihn wegen der von ihm gesprochenen unbedachten Worte zur Rechenschaft zu ziehen.

„Man sagt, der junge Mann sei von seinem Onkel, James Castlemaine, aus dem Wege geräumt worden.“

Neuntes Capitel.

Ein unwillkommener Gast.

Die gewöhnliche Zeit für das Mittagsessen in Greylands Ruhe war halb zwei Uhr. Mr. Castlemaine hätte eine spätere Stunde vorgezogen — aber Verhältnisse sind zuweilen stärker als wir. Er unterließ aber nie, wo sich nur irgend ein Vorwand bot, das Mittagsessen bis zum Abend hinauszuschieben.

Der alte Anthony Castlemaine hatte in den letzten zehn Jahren seines Lebens gekränkelt; es war weniger eine ernstliche Krankheit als ein lang andauerndes Siechthum gewesen, was endlich seinen Tod herbeigeführt. Seine Aerzte hatten darauf bestanden, daß er zeitig speise und die Tischstunde war in Folge dessen von sechs auf halb zwei Uhr vorgerückt worden. James, dem dies frühe Speisen stets unangenehm gewesen, hatte nach seines Vaters Tode die spätere Stunde wieder einführen wollen, war aber bei seiner Frau auf Widerstand gestoßen. Sie

zog das frühe Mittagsessen und das gemüthliche Abendessen vor und behauptete, Ethel's und Flora's Interessen erforderten diese Einrichtung. Mr. Castlemaine konnte das nicht einsehen, er sagte, Ethel sei alt genug, um spät zu Mittag zu speisen und Flora könne ihr Mittagbrod zur Zeit des Luncheon nehmen. Da kam er aber schön an, damit das arme Kind mindestens drei Mal in der Woche kalte Küche bekomme, meinte Mrs. Castlemaine, und sie setzte es durch. Der Herr von Greylands ließ als Regel die frühe Speisestunde bestehen, die Ausnahmen waren aber fast ebenso häufig wie die Regel, wo alsdann sein Edikt für fünf oder sechs Uhr erging.

Das Mittagsessen in Greylands Ruhe war soeben beendet, die Diener hatten Wein und Nachtisch auf den Tisch gestellt und sich entfernt. Mr. Castlemaine hatte sich heute lediglich aus Höflichkeit mit zu Tische gesetzt und von den Speisen nur gekostet, denn er wollte später sein Mittagsmahl im Delphin einnehmen.

Die Nachmittagssonne schien in den Speisesaal, ein langes, geräumiges Gemach, dessen Fenster dem Kamin gegenüber lagen. Das schöne Büffet war mit Silber und Krystall beladen, einige offene Bücherschränke waren mit guten und anziehenden Werken gefüllt. Mr. und Mrs. Castlemaine, Ethel, Flora und Madame Guise saßen bei

Tische. Harry Castlemaine hatte sich bereits zurückgezogen und sein Stuhl stand leer. Madame Guise hatte es sich zur Regel gemacht, bei keiner Mahlzeit nur eine Minute länger zu sitzen, als sie ohne absolut unhöflich zu sein, thun konnte und stand auf, so bald sich nur die Gelegenheit bot. Mrs. Castlemaine nannte dies eine von Madame's Eigenheiten. Sie achtete dieselbe als Lehrerin sehr hoch, bekannte aber ihren intimeren Freunden, daß sie sie nicht verstehe. An diesem Tage war sie zufällig noch geblieben (wenn dergleichen Dinge jemals durch Zufall geschehen?) und saß in ihrem untadelhaften schwarzen Kleide mit weißem Kragen und Manchetten, das braune Haar kleidsam geordnet, an Mr. Castlemaine's linker Seite. Mr. Castlemaine, der in letzter Zeit sich fast immer schweigsam und zerstreut gezeigt hatte, war heute gesprächig. Er saß mit dem Rücken gegen das Büffet, zu seiner Rechten hatte er Ethel, hinter welcher die Fenster waren, dann folgte Harry's leerer Stuhl zwischen ihr und Mrs. Castlemaine und an der andern Seite ihrer Mutter und neben Madame saß Flora, die so viel Mandeln und Rosinen als möglich in den Mund stopfte.

Mr. Castlemaine hatte ein sie sehr lebhaft beschäftigendes Thema, nämlich eine Reise nach Paris aufs Tapet gebracht. Der Herr von Greylands beabsichtigte

einen Ausflug dahin zu machen und hatte seiner Frau zu ihrem größten Entzücken erlaubt, ihn dahin zu begleiten. Sie hatte in ihrem Leben England noch nicht verlassen — die Tage der allgemeinen Reisewuth waren noch nicht herbeigekommen und sie empfand zuweilen eine wahre Eifersucht gegen Ethel, deren Erziehung in der französischen Hauptstadt vollendet worden war, die also in dieser Beziehung viel vor ihr voraus hatte.

„Ich sehne mich danach, Versailles, St. Cloud, das Palais Royal zu sehen", sprach Mrs. Castlemaine in einem wahren Freudenrausche. „Wie freue ich mich darauf, mich unter der Orangerie zu ergehen, die Champs Elysées und den Père la Chaise zu besuchen. Besonders wünsche ich aber die Gobelinsfabrik zu sehen. Ihnen müssen alle diese Dinge bekannt sein, Madame Guise."

„Ich habe wenig oder gar nichts davon gesehen", erwiderte Madame Guise in ihrer ruhigen Weise; Mrs. Castlemaine's erstaunten Blick bemerkend, fügte sie schnell hinzu: „Wir wohnten nicht sehr nahe bei Paris, wie ich Ihnen wohl schon gesagt habe, Madame, und wir französischen Mädchen werden sehr streng gehalten, außerdem kränkelte meine Mutter beständig."

„Und die Bonbons-Läden", fuhr Mrs. Castlemaine fort, „ich freue mich sehr darauf, sie zu sehen, es muß

ein reizender Anblick sein. Und die schönen Putzsachen und Juwelen! Wie hat man doch gleich Paris genannt? — Das Paradies der Frauen!"

„Darf ich auch mit?" fragte Ethel lebhaft, die Aufzählung all der Pariser Herrlichkeiten hatte auch ihre Erinnerungen an das dortige Leben wachgerufen.

„Nein", erwiderte Mrs. Castlemaine kurz.

„Oh, Mama! Ich dächte, es müßte Dir angenehm sein, wenn ich Dich herumführte und für Dich französisch spräche?"

„Aber ich fahre mit, Mama", sagte Flora schnell, den Mund voll Kuchen. „Du weißt doch, Du hast es mir versprochen."

„Wir wollen sehen, mein Herz", versetzte Mrs. Castemaine, die noch nicht zu selbstbewußt aufzutreten wagte, obgleich der Entschluß, Flora mitzunehmen, sofern sich dies nur irgend bewerkstelligen ließe, bei ihr schon fest stand.

„Ein Ausflug nach Paris würde allerdings außerordentlich nützlich für Dich sein", fügte sie zum Gehör für Mr. Castlemaine hinzu, „Dein Französisch würde dadurch verbessert und auch Deine Manieren würden geschliffener werden. Wir wollen sehen, mein Kind."

Mr. Castlemaine nickte Ethel lächelnd zu, als ob er

sagen wollte: „Ich will für Dich sehen.“ Er hatte in der That schon lange beschlossen, daß Ethel mitreisen solle, während es ebenso sein Wille war, Flora zu Hause zu lassen.

Flora hätte in diesem Augenblicke Klavier üben sollen, statt gierig alle auf dem Tische befindlichen Dessertschüsseln zu leeren; aber Miß Flora Castlemaine fragte nie danach, was sie sollte, und würde ohne Madame Guise sich schwerlich bequemt haben, aufzustehen und etwas zu thun. Ihre Erzieherin erhob sich aber jetzt von ihrem Stuhl, bat Mrs. Castlemaine mit einer artigen Verbeugung um Erlaubniß und erinnerte ihre Schülerin, daß sie und das Piano ihrer warte.

„Ich will heute Nachmittag keine Musikstunde haben; ich will nicht üben.“

„Da Sie heute Morgen mit Ihren Studien nicht zeitig genug fertig wurden, um Ihre Klavierstunde vor Tische zu nehmen oder zu üben, so müssen Sie beides jetzt thun“, sprach Madame in ihrer bestimmten Weise, und Mr. Castlemaine gab der jungen Dame einen so strengen Wink, daß sie wußte, es bleibe ihr nichts übrig, als zu gehorchen.

„In einer Minute, Papa. Bitte, laß mich meine Orange aufessen.“

Sie stopfte das Viertel einer Orange mit einer silbernen Gabel in den Mund. In diesem Augenblicke trat Miles ein und meldete seinem Herrn, daß ihn Jemand zu sprechen wünsche.

„Wer ist es?" fragte Mr. Castlemaine.

„Ich weiß es nicht, Herr, ein ältlicher Herr, ein Fremder, er fragte —"

Die Erklärung des Dieners ward durch den Eintritt des Fremden kurz abgeschnitten. Derselbe war Miles, ohne weitere Erlaubniß abzuwarten, auf dem Fuße gefolgt. Ethel erkannte ihn sogleich als den alten graden Herrn im blauen Rock und Stulpenstiefeln, den sie im Delphin gesehen hatte und höchst wahrscheinlich erkannte er sie ebenfalls, denn sein scharfes Auge blieb einige Secunden auf ihr haften, als er das Zimmer und die darin befindlichen Personen schnell überflog.

Mr. Castlemaine war aufgestanden. Er trat einige Schritte auf den alten Herrn zu, als ob er sprechen wolle, zögerte aber, als sei er seiner Sache nicht gewiß und der Fremde nahm das Wort.

„Kennen Sie mich, James Castlemaine?"

„Ist mir recht, so sind Sie Squire Dobie?" erwiderte Mr. Castlemaine, die Hand ausstreckend.

„Der bin ich", antwortetete der alte Herr, ohne die

dargereichte Hand anzunehmen. „Vielleicht mögen Sie mir die Hand nicht geben, wenn Sie erfahren, daß ich als Ihr Gegner komme."

„Als mein Gegner?" wiederholte Mr. Castlemaine.

„Wenigstens für den Augenblick; so lange, bis ich von Ihnen Antwort auf die Frage erhalten habe, die ich Ihnen vorlegen will: Was haben Sie mit Basil's Sohn vorgenommen?"

Mr. Castlemaine's Gesicht veränderte sich, das konnte Jeder wahrnehmen, der ihn ansah. Er blickte finster und seine Stirn röthete sich. Squire Dobie brach das entstandene Stillschweigen.

„Ich frage nach dem Sohn meines alten Freundes Basil — Basil des Sorglosen — nach dem jungen Anthony Castlemaine."

Der Herr von Greylands war jetzt wieder er selbst. „Ich verstehe Sie nicht", sagte er langsam und jede Silbe betonend. „Ich habe mit dem jungen Manne nichts vorgenommen."

„Dann verläumdet Sie das Gerücht, Mr. Castlemaine."

„Ich versichere Sie, Squire Dobie, daß ich ebenso wenig wie Sie weiß, wohin der junge Anthony Castlemaine ging oder wo er sich gegenwärtig befindet. Es ist

das für mich ein ebenso vollständiges Geheimniß, wie für ganz Greylands."

„Ich bin in der vorigen Woche nach Dobie Hall zurückgekehrt", fuhr der Fremde fort. „Seitdem es mir durch den Tod des armen Tom zugefallen ist, habe ich dort immer nur vorübergehende Besuche abgestattet, beabsichtige nun aber gänzlich dort zu bleiben. Gestern fuhr ich zum ersten Male nach Stillborough und stieg im Türkenkopf ab. Der Gastwirth, der alte Will Heyton, bediente mich heute Morgen selbst beim Frühstück, sprach von all den Veränderungen, welche die Jahre mit sich gebracht, seit ich und Tom und Basil und andere wilde Gesellen unseres Schlages sein Gasthaus unsicher gemacht hatten. Natürlich kamen wir auf Basil und er erzählte mir, daß er gestorben sei und daß ein Sohn von ihm, Namens Anthony, bald nach seinem Tode aus Frankreich herüber gekommen sei und Ansprüche auf Greylands Ruhe erhoben habe. Ebenso theilte er mir mit, dieser Anthony sei plötzlich in einer Nacht verschwunden und man denke, er sei — er sei über Seite geschafft worden."

Während der kurzen Erklärung hatte sich Niemand gerührt. Der Sprecher stand vor der Thür, die Miles hinter ihm geschlossen hatte, Mr. Castlemaine ein paar Schritte von ihm entfernt, ihm gegenüber. Madame

Guise, die auf Flora wartete, hatte ihr mit Todtenblässe überzogenes Gesicht dem alten Herrn zugewendet. Der Herr von Greylands gewahrte diese Blässe und ward zornig, daß es Jemand wagte, von diesem höchst unangenehmen Gegenstand in Gegenwart der Damen des Hauses zu sprechen und sie dadurch zu erschrecken und zu ängstigen. Er bezwang sich jedoch und legte in Stimme und Haltung eine ruhige gleichgültige Höflichkeit an den Tag.

„Wenn Sie Platz nehmen und ein Glas Wein mit mir trinken wollen, Squire Dobie, so will ich Ihnen gern alle Aufklärungen über das Verschwinden des jungen Anthony geben, die ich selbst besitze. Viel ist es freilich nicht, ja, man kann es Aufklärungen eigentlich nicht nennen, aber was ich weiß, sollen Sie erfahren. Meine Frau, Mrs. Castlemaine. Sophia", wandte er sich zu dieser, „Du bist wohl fertig, habe die Güte uns allein zu lassen."

Die Damen entfernten sich, zuerst Flora mit Madame Guise, dann Ethel und ihre Stiefmutter. Die Letztere, welche wenigstens dem Rufe nach etwas von der Familie Dobie wußte, blieb im Vorübergehen noch einen Augenblick stehen und tauschte einige Worte mit dem alten Herrn aus. Nach ihrem Benehmen zu urtheilen, hatte sie in seiner an ihren Mann gerichteten Anrede nichts

Beleidigendes gefunden, was auch viel Wahrscheinliches hatte. Mrs. Castlemaine war diejenige Person, die am allerwenigsten von den in Greylands verbreiteten Gerüchten erfuhr, welche ihren Mann mit den Ereignissen jener unglücklichen Nacht in Verbindung brachten.

Squire Dobie erklärte, er sitze nicht gern mit dem Rücken gegen das Feuer, ging um den Tisch herum und nahm den Platz ein, den Ethel verlassen hatte. Er war der zweite Sohn des alten Squire Dobie von Dobie Hall, einer schönen alten Besitzung, die hart an der Grenze der Grafschaft lag. Er und sein älterer Bruder Tom, der Erbe, waren in jüngeren Jahren intime Freunde von Basil Castlemaine gewesen. Die Trennung kam bald, Basil ging plötzlich auf Reisen, von welchen er, wie der Leser weiß, nie zurückkehrte; Tom Dobie blieb bei seinem Vater und vermählte sich niemals; Alfred, der jüngere Sohn, heirathete eine Erbin in Yorkshire und schlug inmitten ihrer Ländereien seinen Wohnsitz auf. Es ist bereits erwähnt worden, daß Tom Dobie eine geheime und sehr spärliche Correspondenz mit Basil Castlemaine unterhielt und wußte, wo er sich niedergelassen hatte, das hatte jedoch mit den gegenwärtig zu verhandelnden Dingen nichts zu thun. Vor etwa zwei Jahren war Tom gestorben, sein Vater, der alte Squire, hatte ihn noch um ein Jahr

überlebt und bei dessen Tode fiel Dobie Hall an Alfred, der jetzt Squire Dobie hieß und als solcher bei Mr. Castlemaine eingedrungen war.

„Nein, ich danke Ihnen, ich trinke keinen Wein“, sagte er, als ihm Mr. Castlemaine die Karaffe hinschob. „Ich trinke nie zwischen den Mahlzeiten und habe mein Mittagsessen um sechs Uhr im Türkenkopf bestellt. Ich erwarte Ihre Erklärung, James Castlemaine. Was haben Sie mit dem jungen Anthony angefangen?“

„Darf ich fragen, ob Will Heyton Ihnen erzählte, daß ich überhaupt etwas mit ihm angefangen hätte?“ erwiderte Mr. Castlemaine in so sarkastischem Tone, als die äußerste Grenze der Höflichkeit zu gebrauchen gestattete.

„Nein. Will Heyton sagte einfach, der junge Mann sei verschwunden. Er sei dem Herrn von Greylands um Mitternacht in das Brüderkloster nachgegangen und nicht wieder herausgekommen. Als ich fragte, ob man glaube, der Herr von Greylands habe ihn verschwinden lassen, zuckte der alte Will einfach die Schultern und sah so unschuldig wie ein neugeborenes Kind aus. Die Geschichte ging mir sehr nahe, James Castlemaine, ich stand vom Frühstückstisch auf und besuchte Leute in der Stadt, die ich in früheren Jahren gekannt hatte. Ich

sprach mit Allen davon und hörte überall dieselbe Geschichte. Merken Sie wohl, es klagte Sie Niemand an, ich lernte aber ihre Gedanken kennen und da stimmen alle überein, daß Sie bei Anthony's Verschwinden entweder direct betheiligt sind, oder wenigstens wissen müssen, was aus ihm geworden ist."

Mr. Castlemaine hatte schweigend und vollkommen unbewegt zugehört. Squire Dobie beobachtete ihn scharf mit den schwarzen durchdringenden Augen.

„Ich weiß nur wenig von der Sache, dem Anschein nach sogar weniger als Sie", sagte er ruhig. „Was ich weiß, will ich Ihnen gern erzählen, aber es wird Ihnen nichts helfen, Squire Dobie."

„Was meinen Sie damit, daß Sie weniger als ich wüßten?"

„Ich will damit sagen, daß ich in jener Nacht gar nicht in die Nähe des Brüderklosters gekommen bin, während Ihre Gewährsleute dort gewesen sein müssen, da sie so viel wissen."

„Sie wissen nichts; es ist Alles Vermuthung."

„O, Alles Vermuthung!" erwiderte Mr. Castlemaine mit der Miene eines Menschen, dem plötzlich ein Licht aufgegangen ist. „Und auf Vermuthungen hin kommen

Sie hier her und beschuldigen mich? Wahrlich, ich bin Ihnen sehr verbunden, Alfred Dobie."

„Was man sagte, und was keine Vermuthung ist, daß Sie es waren, der Basils Sohn in das Kloster voranging."

„Wer sagt das?"

„Basils Sohn sagte es und dachte es, sonst wäre der arme Mensch ja gar nicht hineingegangen. Der Wirth des hiesigen Gasthofes, John Bent, sah es und sagt es."

„Aber John Bent hat sich geirrt. Und, bemerken Sie wohl, Sie haben nur ein Wort für das, was Basils Sohn gesagt oder gesehen haben soll."

Squire Dobie schwieg und sah seinem Wirth voll ins Gesicht, als ob er durch Blicke herauszubringen vermöchte, ob er ihn hintergehe oder nicht.

„Waren Sie es oder waren Sie es nicht, der in das Brüderkloster ging, James Castlemaine?"

„Ich war es nicht, das habe ich von Anfang an gesagt und wiederhole es Ihnen jetzt: ich war in jener Nacht nicht in der Nähe des Klosters, Sie müßten denn Teague's Kajüte nahe nennen. Eigentlich liegt die Kajüte allerdings nahe, wir messen aber Entfernungen nach —"

„Ich weiß wie nahe sie ist", unterbrach ihn Squire Dobie. „Ich bin über die Wiese hergekommen und habe mir den Platz angesehen."

„Gut. Ich ging an jenem Abend zu Teague, Sie werden ohne Zweifel schon das Wie und Warum gehört haben, verabredete mit ihm eine kleine Seefahrt für den andern Tag, rauchte eine Pfeife mit ihm und ging von der Kajüte stracks hierher, wo ich etwa um halb zwölf Uhr ankam. Ich höre, Teague sagt, er habe mir nachgesehen, als ich die Wiese hinunterging, ich wußte aber nichts davon."

„Sie waren um halb zwölf Uhr zu Hause?" fragte Squire Dobie.

„Es war noch nicht ganz halb."

„Und gingen die Wiese nicht wieder hinauf?"

„Gewiß nicht, ich hatte keine Veranlassung dazu. Am andern Morgen, ehe es noch hell war, wurde ich durch die Nachricht vom plötzlichen Tode meines Bruders Peter aus dem Bett geholt und fuhr sofort nach Stillborough."

„Der arme Peter!" rief Squire Dobie. „Was er für ein hübscher gesetzter Bursch war — grade das Gegentheil von Basil. Und was er sich für einen Namen gemacht hat!"

„Als ich Nachmittags nach Greylands zurückkehrte", fuhr Mr. Castlemaine ruhig fort, „hörte ich zu meinem unbeschreiblichen Erstaunen, daß Anthony verschwunden sei und daß man meinen Namen damit in eine recht unliebsame Verbindung bringe."

„Ja, wenn sie wirklich nichts davon wußten, muß das Staunen groß gewesen sein."

Der Herr von Greylands erhob sich halb von seinem Stuhl und setzte sich wieder nieder. Seine bis jetzt unterdrückte Heftigkeit begann zu steigen.

„Die Geduld hat ihre Grenzen und die Höflichkeit auch, Squire Dobie. Wollen Sie mir wohl sagen, mit welchem Rechte Sie in mein Haus kommen und sich herausnehmen, mir beleidigende Fragen vorzulegen?"

„Mit dem Rechte meiner Jugendfreundschaft für Ihren Bruder Basil. Ich habe keine Kinder, habe nie welche gehabt und als ich die Geschichte hörte, erwärmte sich mein Herz für des todten Basils Sohn. Ich beschloß, seine Sache zu der meinigen zu machen und zu entdecken, was aus ihm geworden sei."

„Um Vergebung, das giebt Ihnen doch nicht das Recht, sich mit Ihrem ausgesprochenen Verdacht hier einzudrängen!"

„Das denke ich doch. Lassen wir aber den Verdacht

bei Seite, James Castlemaine, schließen Sie die Augen davor, wenn Ihnen das so gefällt. Ihr Name wird nur vorsichtig genannt, die Leute müssen vorsichtig sein, das wissen sie wohl, und dürfen nichts sagen, was ihnen Verantwortung zuziehen könnte. Ein alter Bursch flüsterte ein sehr schweres Wort, verschluckte es aber sogleich wieder."

„Wer war das?" fragte der Herr von Greylands.

„Ich beiße mir lieber die Zunge ab, ehe ich es Ihnen sage. John Bent? Nein, der war es nicht, der scheint ebenso klug wie alle Andern. Aber sehen Sie, James Castlemaine, wenn ein Verdacht gegen Sie besteht, so müssen Sie das nicht den Leuten zur Last legen, sondern den Umständen. Betrachten Sie die Thatsachen. Der junge Anthony kommt hierher und macht in der Meinung, es gehöre ihm, Ansprüche auf das in ihrem Besitz befindliche Gut. Sie sagen ihm, es gehöre nicht ihm, sondern Ihnen, aber Sie sagen ihm das nur, trotz seiner ernstlichen Bitten beweisen Sie es ihm nicht. Es giebt böses Blut zwischen Ihnen Beiden oder wenigstens auf Ihrer Seite, Sie gerathen auf offenem Felde mit ihm in Streit und heben sogar die Hand gegen ihn auf. An demselben Abend geht er mit John Bent ins Freie, sieht Sie von der Kirchwiese, die direkt nach ihrem Hause

führt, kommen und über die Landstraße nach dem Brüderkloster gehen; er läuft Ihnen dahin nach und von dem Augenblicke an hat ihn kein menschliches Auge wieder gesehen. Draußen wird ein Schuß und ein Schrei gehört und das ist Alles. Sehen Sie sich die Sache leidenschaftslos an und sagen Sie selbst, ob sie nicht Grund zum Verdacht giebt."

„Wenn alle Thatsachen wahr wären — ja. Das wichtigste Glied in der Kette der Beweisgründe ist aber unwahr, ich bin nicht in das Brüderkloster gegangen. Lassen Sie mich jetzt eine Frage an Sie richten: Was könnte mich wohl veranlaßt haben, um Mitternacht mein Haus zu verlassen und einen solchen verrufenen Ort aufzusuchen?"

„Ich weiß es nicht."

„Wenn John Bents Versicherung, daß Jemand über die Straße gekommen und ins Brüderkloster gegangen sei, überhaupt richtig ist, so kann ich nur annehmen, es war ein Fremder. Ich glaube nicht, daß ein Einwohner von Greylands jenen Ort in der Nacht freiwillig betreten würde. Er ist übel berufen, es gehen allerlei abergläubische Erzählungen darüber um. Es könnte mir ebenso gut einfallen, des Nachts mein Haus zu verlassen,

um nach dem Strande wie nach dem Brüderkloster zu gehen."

Squire Dobie saß in Gedanken, dies Alles war sehr glaubwürdig und schwer zu widerlegen. Er fragte sich, ob er doch nicht zu hart gegen James Castlemaine gewesen wäre?

„Was ist nun eigentlich Ihre Meinung über das Verschwinden?" fragte er. „Sie müssen sich doch auch eine Ansicht darüber gebildet haben."

Mr. Castlemaine zog seine dunkeln Augen in die Höhe. „Ich kann mir keine bilden", sagte er. „Zuweilen habe ich gedacht, Anthony habe vielleicht versucht, den unsicheren Pfad über die Felsen von den Kapellruinen hinunter zu gehen und sei ins Meer gefallen; dann komme ich wieder auf die Vermuthung, er habe Greylands plötzlich verlassen und werde eines Tages ganz unerwartet wieder zum Vorschein kommen. Sein Vater Basil hatte es, wie Sie wissen, auch an der Art, so plötzlich davonzugehen."

„Das ist aber Alles nur Vermuthung."

„Unzweifelhaft ist es das. Wer war es denn, den Sie in das Brüderkloster gehen sahen?" werden Sie fragen, „das müßte man doch wenigstens ergründen. Nach meiner

Meinung ist überhaupt Niemand hineingegangen, es war Augentäuschung von John Bent.“

„Und nun noch eine Frage, James“, versetzte der Squire, der ohne sein Wissen wieder zu der familiären Anrede früherer Tage zurückkehrte: „Gehört Greylands Ruhe Ihnen oder ward es Basil vermacht?“

„Es gehört mir.“

„Wurde es Ihnen durch ein Testament vermacht?“

Einen Augenblick zögerte Mr. Castlemaine ehe er Antwort gab. Dieses beharrliche Fragen verdroß ihn und doch wußte er nicht, wie er demselben entgehen sollte.

„Ich bekam es durch Schenkungsurkunde.“

„Warum zeigten Sie Anthony die Urkunde nicht?“

„Ich würde es vielleicht gethan haben, hätte er gewartet. Er war so ungeduldig. Ich habe noch keinem Menschen so viel gesagt, wie Ihnen, Squire Dobie; ich gestehe Niemand das Recht zu, mich zu befragen.“

Squire Dobie stand auf, nahm Hut und Stock von dem Seitentisch, worauf er Beides gelegt und bot Mr. Castlemaine die Hand.

„Wenn Sie unschuldig sind, James, und ich habe etwas gesagt, was sich nicht rechtfertigen läßt, so bitte ich Sie herzlich um Vergebung. Vielleicht klärt die Zeit das Geheimniß auf. Wenn Sie mich inzwischen in Dobie Hall

besuchen und Ihre Familie mitbringen wollen, sollen Sie mir mit Freuden willkommen sein. Wer war das zarte hübsche Mädchen mit dem hellen Haar?"

„Mit dem hellen Haar? Die Gouvernante meiner Tochter, Madame Guise, eine Französin."

„Und das andere außerordentlich hübsche Mädchen, das neben Ihnen saß?"

„Miß Reene, die Stieftochter meiner Frau."

Squire Dobie empfahl sich; Mr. Castlemaine begleitete ihn bis zur Hausthür. Draußen stand er einen Augenblick still und überlegte, ob er durch die Allee gehen oder den Seitenweg über die Kirchwiese einschlagen solle; er entschied sich für den letzteren.

„Ich werde zum Commodore Teague gehen und dessen Ansicht hören", sagte er im Gehen. „James Castlemaine spricht recht glaubwürdig, ich habe aber doch immer noch Zweifel gegen ihn, obgleich ich nicht recht weiß warum."

Während er die Wiese herunterschritt, begegnete ihm ein großer, schöner junger Mann, der eine große Aehnlichkeit mit den Castlemaine's hatte. Squire Dobie redete ihn an: „Sie sind wohl James Castlemaine's Sohn, junger Mann?"

Harry stand still. „Ich bin der Sohn des Herrn von Greylands."

„Der Castlemaine war auch gar nicht zu verkennen. Ich bin Squire Dobie. Sie haben wohl von den Dobies gehört?"

„O gewiß. Ich kannte Mr. Tom Dobie und den alten Squire."

„Ich bin der Einzige, der von ihnen noch übrig geblieben ist. Ich habe soeben Ihrem Papa einen Besuch gemacht."

„Ich hoffe, Sie fanden ihn zu Hause, Squire Dobie?"

„Ja, und wir haben lange mit einander gesprochen. Aber das muß man sagen, Sie sind ein schöner junger Mann, ich glaube über sechs Fuß hoch. Ich wünschte, ich hätte einen solchen Sohn! War Ihr armer Vetter, der junge Anthony, der in so unerklärlicher Weise vom Erdboden verschwunden zu sein scheint, auch ein Castlemaine?"

„In der Größe nicht, er war eher klein, aber er hatte ein ganz regelrechtes Castlemainesches Gesicht, ebenso hübsch, wie mein Onkel Basil gewesen sein soll."

„Was ist aus ihm geworden?"

„Ich weiß es nicht; wollte Gott, ich wüßte es", fügte Harry ernstlich hinzu.

Sie trennten sich. Squire Dobie hatte mit einem Blick erkannt, daß dieser junge Mann seine Hand bei der an Anthony verübten That nicht im Spiel gehabt hatte und sehr froh sein würde, wenn er Aufklärung darüber erhielte. Er schlug den kleinen zur Kajüte führenden Pfad ein und klopfte an die Thür.

Commodore Teague saß bei Tische; er nahm, um alle Weitläufigkeiten zu vermeiden, seine Mahlzeiten in der Küche ein. Mit den freien, angenehmen Manieren eines Seemannes empfing er den unbekannten Gast und wies ihm den besten Platz an. Squire Dobie machte es sich bequem, stellte sich vor und nannte den Zweck seines Besuches.

Commodore Teague hatte noch eine andere Ansicht von der Geschichte. Er hielt die ganze Erzählung, daß Anthony Castlemaine in dem Brüderkloster verloren gegangen sei, einfach für dummes Zeug. Daß er hineingegangen sei, wollte er nicht bestreiten, aber er werde bald genug wieder herausgekommen und irgendwo, nach seinem eigenen Gefallen hingegangen sein, welches Menschenkind halte sich denn lange an solchem öden, verwünschten Orte auf! Möglich sei es freilich auch, daß der junge Mann auf den steilen, schlüpfrigen Felsen einen falschen Schritt gethan habe und kopfüber in das Meer gestürzt sei. Was

aber den Schuß und den Schrei anbetraf? Daß überhaupt ein Schrei ausgestoßen worden, glaubte er gar nicht, das müsse John Bent geträumt haben, und der Schuß kam von ihm, Jack Teague, er hatte, nachdem er sein Gewehr gereinigt, es geladen und abgeschossen. Das Thörichtste von Allem sei aber die Behauptung, der Herr von Greylands sei ins Brüderkloster gegangen. Was der wohl um Mitternacht oder auch zu jeder andern Tageszeit dort zu suchen habe? Mr. Castlemaine hatte ihn zwischen elf und halb zwölf Uhr verlassen und er, Jack Teague, sah ihn mit seinen eigenen Augen die Wiese hinauf nach seinem Hause gehen. Es sei wahrhaftig nicht anzunehmen, daß er zurückgekommen sei, um den jungen Anthony in einen Hinterhalt zu locken oder sonst dergleichen zu thun.

Weiter konnte Basil Castlemaine's alter Freund aus dem Commodore Teague nichts herausbekommen. Teague war aber ein rauher ehrlicher Seemann, der ganz unfähig für Lüge, Betrug oder Heuchelei erschien; auch lag wie Squire Dobie sehr wohl einsah, für ihn hier gar kein Grund vor, anders zu sprechen als er dachte. Wo möglich noch verwirrter als er gekommen, verließ ihn der alte Herr, sein Besuch hatte kein anderes Resultat

gehabt, als daß dem Commodore das Mittagsessen kalt geworden war.

Der Squire schritt die Wiese entlang, ging dann über die Landstraße und betrat die Kapellruinen. Er ging bis an das Ende derselben und betrachtete den steilen gefährlichen Pfad, der von den Felsen nach dem darunter liegenden Streifen der Bucht führte; ja, es bedurfte wirklich eines sicheren Fußes und schwindelfreien Kopfes, um hier nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Der Pfad wurde übrigens auch selten oder gar nicht betreten, nicht allein die Furcht scheuchte die Dorfbewohner davon zurück, es war auch gar kein Grund vorhanden, der einen Menschen hätte veranlassen können, da hinunter klettern zu wollen. Squire Dobie hatte wie durch innere Eingebung die feste Ueberzeugung, daß auch Anthony Castlemaine in jener Nacht diesen Pfad nicht hinuntergestiegen sei.

Zehntes Capitel.

In den Kapellruinen.

Madame Guise saß in Gedanken verloren. Ethel las laut aus einem französischen Buche, Flora übte; Beide glaubten, daß Madame ihnen zuhöre, während sie von Allem, was um sie vorging, nichts vernahm.

Seit sie in Mr. Castlemaine's Büreau den Diamantring ihres unglücklichen Gatten gefunden, hatte Madame Guise keine ruhige Minute mehr gehabt. Die Angst und das Entsetzen, welches sie während der Durchsuchung empfunden, übte auch ihre Nachwirkungen auf sie aus; ihr Kopf schmerzte, ihre Pulse flogen, ihr Hirn war fiebrisch und hätte sie nicht gefürchtet Aufmerksamkeit und, wie ihre nervöse Aufregung ihr vorspiegelte, dadurch Verdacht zu erregen, so hätte sie sich krank gemeldet und um die Erlaubniß gebeten, an diesem Tage auf ihrem Zimmer bleiben zu können. Sie bebte vor Mr. Castlemaine zurück, es machte sie krank mit ihm in einem Zimmer sein zu müssen

und sie litt Folterqualen, wenn sie bei Tische neben ihm saß und vielleicht unabsichtlich von ihm gestreift ward.

Das Auffinden des Ringes war ihr ein Beweis, daß ihr Gatte wirklich dem traurigen Schicksale, das man bisher doch immer nur vermuthet hatte, anheim gefallen war. Das Verbergen des Ringes in dem Büreau war ihr aber ferner ein untrügliches Zeichen, daß Mr. Castlemaine der Mörder war. Als Squire Dobie in den Familienkreis eingedrungen war und seinem Verdachte rückhaltslos Worte geliehen hatte, war Charlotte Guise kaum im Stande gewesen, ihre Bewegung zu unterdrücken. Mr. Castlemaine hatte, als er ihre Blässe sah, diese natürlich ihrem Erschrecken über die plötzliche Erwähnung des unangenehmen Themas zugeschrieben; hätte er die wahre Ursache davon ahnen können, so würde er darüber noch weit mehr außer sich gerathen sein, als über Squire Dobie's Worte. Der Gedanke hatte Charlotte Guise durchzuckt, ob sie sich nicht diesem guten alten Herrn zu erkennen geben und ihn bitten solle, ihre Sache zu führen.

Aber sie wagte es nicht. Sie dachte darüber nach, während sie anscheinend Miß Floras unvollkommene Fingerübungen beobachtete. Die Gründe, welche dagegen sprachen, überwogen, sie sah ein, daß ihr dadurch mehr Schaden

als Vortheil erwachsen würde. Mit Ausnahme des Ringes gab es nicht den Schatten eines Beweises gegen Mr. Castlemaine und wie schnell konnte er sich bei der ersten feindseligen Kundgebung dieses Ringes entledigen! Wurde es ferner bekannt, daß sie Anthony's Gattin sei, daß sie hauptsächlich deshalb im Hause war, um Spuren der Vergangenheit aufzusuchen, so ward sie sofort entfernt, und ihr die Thür für immer verschlossen. Wie konnte sie alsdann ihre Nachforschungen fortsetzen? Nein, sie durfte das nicht wagen, sie mußte auf ihrem Posten ausharren.

„Ich dächte, für einen Nachmittag hätte ich lange genug geübt, Madame!“

Flora schlug bei diesen Worten noch einmal mit aller Kraft auf die Tasten. Madame sah langsam auf.

„Ja, Sie können das Piano schließen. Ich habe furchtbares Kopfweh und kann Ihrem Spiel doch nicht aufmerksam folgen.“

Flora wartete weitere Erlaubniß nicht ab. Mit einem Schlage machte sie das Piano zu und verschwand. Ethel schloß ebenfalls ihr Buch.

„Verzeihen Sie meine Gedankenlosigkeit, Madame Guise. Ich hätte nicht laut lesen sollen, ich habe ihr Kopfweh ganz vergessen. Kann ich Ihnen nicht eine Erleichterung verschaffen?“

„Ihr Lesen hat mich durchaus nicht gestört. Ich danke Ihnen; ich bedarf nichts; das giebt sich mit der Zeit.“

Ethel war ans Fenster getreten und sah hinaus; plötzlich fing sie an zu lachen.

„Mir fällt das erstaunte Gesicht ein, was der alte Herr machte, als er mich hier sah“, sagte sie. „Rathen Sie, wo er mich heute schon gesehen hatte, Madame Guise?“

Die Erwähnung des alten Herrn — Squire Dobie — erweckte Madames Interesse. Sie erhob schnell den Kopf. „Das kann ich nicht.“

„In Mrs. Bents Putzküche beim Rosinenverlesen. Ich ging mit nach dem Delphin heran, um für Mama ein Recept zu holen und half Mrs. Bent, die Furcht hatte, ihren Pudding nicht zur rechten Zeit fertig zu bekommen. Der alte Squire kam herein und sah mich bei der Arbeit; es wird ihm wohl Kopfzerbrechen gemacht haben, als er mich dann hier bei Tische sitzen fand.“

„Er hat ein recht seltsames Benehmen, und was er Mr. Castlemaine für sonderbare Dinge sagte!“ versetzte Madame, die sich ihr bietende Gelegenheit ergreifend.

„Ja“, sagte Ethel, tief erröthend, „er kam mir recht ungeschliffen vor.“

„Er schien wirklich zu denken, daß — daß der junge Anthony, von dem so viel gesprochen wird, im Geheimen ermordet worden sei.“

„Gedanken sind zollfrei, die kann man den Leuten nicht verwehren.“

„Und durch Mr. Castlemaine!“

„Es war sehr unrecht und sehr thöricht von ihm. Ich wundere mich, daß Papa es so ruhig aufnahm.“

„Sie denken also nicht, daß dem so sein könne?“

„Ich! Wie wäre das möglich, Madame Guise!“

„Aber wenn Ihnen nun Jemand sagte, daß es wahr wäre, meine liebe Miß Ethel, daß er Beweise dafür hätte?“

„Beweise — wofür?“

„Beweise dafür, daß Mr. Castlemaine wisse, was aus An— aus jenem Mr. Anthony geworden sei, Beweise, daß ihm ein Leid zugefügt worden.“

„Ich würde darüber lachen“, sagte Ethel.

„Und es nicht glauben?“

„Nein, niemals.“

Ethel verließ bei diesen Worten das Zimmer, vielleicht um das Gespräch abzuschneiden. Madame bemerkte dies recht gut und sandte ihr einen Seufzer nach. Sie fand das Benehmen der jungen Dame nur natürlich;

wenn wir Leute lieb haben, hören wir nicht gern Böses von ihnen reden und glauben es auch nicht, und Ethel hatte Mr. Castlemaine sehr gern. Auch dies nahm Charlotte nicht Wunder; hätte sie nicht diesen furchtbaren Verdacht gegen ihn gehegt, würde sie ihn selbst recht gern gehabt haben. Sie hatte sogar trotz ihrer Vorurtheile schon unwillkürlich eine Art von Zuneigung zu ihm gefaßt, bis sie den unwiderleglichen Beweis seiner Schuld in seinem Bureau gefunden hatte. „Was wird zuletzt noch daraus werden!" rief sie mit einem leichten Beben. „Qui vivra, verra."

Von Zeit zu Zeit kam eine der grauen Schwestern nach Greylands Ruhe, um die kleine Marie der Mutter zu bringen. Mrs. Castlemaine hatte die Kleine freundlich eingeladen, zuweilen den Thee bei ihrer Mutter zu trinken; sie war indeß eine von den Personen, die selten eine Freundlichkeit ohne geheime und selbstsüchtige Beweggründe erwies. Marie fing jetzt an ein wenig englisch zu sprechen, that dies aber nicht gern und nie, wo sie hoffen durfte, sich französisch verständlich zu machen. Mit ihrer Mutter sprach sie stets französisch, und Mrs. Castlemaine glaubte entdeckt zu haben, daß Flora davon profitire, wenn sie Mutter und Kind französisch mit ein-

ander sprechen höre. Auch an diesem Tage erschien die kleine Marie zur Theestunde.

„Erinnerst Du Dich noch Deines Papa, mein Herz?“ fragte Mrs. Castlemaine auf englisch, als sie Alle um den Tisch saßen. Mr. Castlemaine war nicht da; er war zum Diner nach dem Delphin gegangen.

„Sais pas“, antwortete Marie blöde und das Köpfchen senkend.

„Gefällt es Dir besser in England oder in Frankreich, Marie?“ fuhr Mrs. Castlemaine fort.

„Sais pas“, wiederholte das Kind und machte eine Miene, als ob es weinen wolle.

„Wie geht es dem kleinen verbrannten Mädchen? Besser?“

„Sais pas.“

Es war augenscheinlich verlorene Mühe, Mademoiselle Marie Guise examiniren zu wollen. Ethel lachte und fing an, mit ihr französisch zu sprechen. Es war eben ein kleines schüchternes Ding.

In der Dämmerung brachte Madame Guise sie wieder nach Hause und verließ Greylands Ruhe durch die Hauptpforte und die breite nach der Landstraße führende Allee. In der Thür des Delphin stand Mrs. Bent mit einer großen Küchenschürze vor. Sie wischte mit einem

weichen Tuche ein Glas aus und war augenscheinlich herausgekommen, um den auf dem Sprunge stehenden Hausknecht, Ned, noch eine Anweisung mit auf den Weg zu geben.

„Wohlgemerkt, Ned, den besten Mokka, und wenn sie den nicht haben, so bringst Du gar keinen; dann verbrauche ich lieber, was ich im Hause habe.“

Ned ging in der Richtung nach der Bucht zu, ohne Zweifel nach Pike's Laden. Mrs. Bent wollte ins Haus zurückkehren, als sie Madame Guise und die kleine Marie erblickte und stehen blieb.

„Sie sind heute Abend sehr beschäftigt“, sagte Madame.

„Wir haben ein Diner“, antwortete Mrs. Bent, indem sie sich niederbeugte, um Marie zu küssen, die sie während ihres Aufenthaltes und ihrer Krankheit in ihrem Gasthause sehr liebgewonnen hatte. „Ich erfuhr es erst zu Mittag, wodurch man natürlich viel mehr Arbeit davon hat. Ich mache gern die Dinge schon Tags vorher zurecht und lasse nicht gern Alles auf die letzte Minute; wenn man aber nichts weiß, kann man auch nichts besorgen.“

„Ein Diner? Ach ja, ich hörte ja, daß Mr. Castlemaine im Delphin speise.“

„Er ist hier; es sind fünf Herren im Ganzen. Capitän Scott, der, wie sie sagen, ein großes Thier sein und herumreisen soll, um die Küstenwachen zu inspiciren, Oberaufseher Nettleby und Mr. Blacket aus der Grange. Der Fünfte ist Rechtsanwalt Knivett aus Stillborough, ein Freund von Capitän Scott. Aber ich muß machen, daß ich wieder hereinkomme, Madame; man könnte heute an zehn Orten zugleich sein.“

Madame Guise setzte mit dem Kinde ihren Weg nach dem Kloster fort. Bei ihrer Ankunft daselbst schüttelte Schwester Betsey den Kopf, um anzudeuten, daß es für die Kleine, die noch dazu erst kürzlich von einer Krankheit genesen, eigentlich schon zu spät sei. Sie brachte sie auch sogleich zu Bette und ließ Madame Guise mit Miß Castlemaine allein.

Mary Ursula saß vom Lichte entfernt und that nichts, etwas sehr Ungewöhnliches; denn die Schwestern hielten darauf, nie müßig zu sein. Auf ihrem Kopfe saß das weiße Mousselinhäubchen, und ihr Trauerkleid, das schöner und reicher, als eigentlich mit den einfachen Ideen der Gemeinschaft verträglich war, fiel in weichen Falten an ihrer hohen Gestalt herab. Schwester Mary Ursula's kostbare Kleider wären bei der totalen Umgestaltung ihrer Lebensweise beinahe zu einem Stein des Anstoßes ge-

worden; sie trug sie aber auf, da alle Schwestern erklärt hatten, es sei eine Sünde gegen die Gesetze der Sparsamkeit, sie sofort bei Seite zu legen.

„Sie müssen mich für recht träge halten", sagte sie in einem leichten Tone, der halb und halb eine Entschuldigung enthalten sollte, daß Madame Guise sie mit den Händen im Schoße gefunden hatte. „Ich fühle mich aber heute Abend sehr ermüdet und unfähig zur Arbeit; ich hatte eine schlaflose Nacht und stand heute Morgen mit Kopfweh auf."

„Ich hatte ebenfalls eine schlaflose Nacht", sagte Madame Guise, in der Sympathie des Augenblicks die Vorsicht vergessend. „Mich quälten Sorgen."

„Was haben Sie für Sorgen?" fragte Mary Ursula in freundlichem, theilnahmsvollem Tone. „Sie sind doch zufrieden mit der Pflege, welche die Schwestern ihrer Kleinen angedeihen lassen?"

„O vollkommen. Ich bin überzeugt, daß sie sich hier glücklich fühlt."

„Und Sie erzählten mir, daß sie mit ihr ganz allein in der Welt sind."

Ehe Madame Guise antwortete, setzte sie ihren Hut ab und legte ihn auf den Stuhl neben sich.

„Wir haben Alle unsere Sorgen, die Einen so, die

Anderen so; bei Manchen sind sie nur derart, daß man nicht gern davon spricht: es ist das, was der Engländer ein Skelett im Hause nennt. Aber — verzeihen Sie, Miß Castlemaine — wir Beide sind eigentlich noch zu jung, als daß wir bereits das Skelett haben müßten."

„Es ist wahr", sagte Mary Ursula und schwieg einen Augenblick aus Delicatesse und in der Absicht, das Gespräch fallen zu lassen; ihre Herzensgüte veranlaßte sie jedoch, fortzufahren.

„Sie sind hier einsam und gewissermaßen verbannt, Madame Guise; Land und Leute sind Ihnen fremd. Haben Sie Leiden und Sorgen, die einem Menschen mitzutheilen Ihnen Trost bringen könnte, oder wenn Sie glauben, daß ich Ihnen vielleicht nützlich zu sein vermöchte, so vertrauen Sie sich mir an. Sie werden eine treue Freundin in mir finden."

Einen Augenblick fühlte Charlotte Guise die Versuchung, diese edle, liebe und gütige Dame zu ihrer Vertrauten zu machen, ihr zu sagen: ich suche das Geschick meines unglücklichen Gatten zu erforschen. Im nächsten besann sie sich, daß sie das nicht dürfe, daß sie eine Castlemaine vor sich habe.

„Sie sind zu gut und freundlich", erwiderte sie mit schwacher, trauriger Stimme. „Ich wünschte, ich könnte

es; ich möchte mir gar nichts Besseres wünschen; aber es giebt Bürden, die wir allein tragen müssen.“

„Befinden Sie sich recht wohl in Greylands Ruhe?“ fragte Mary Ursula, die sich des Gedankens nicht erwehren konnte, Mrs. Castlemaine's Gemüthsart und die Unverschämtheit ihrer Tochter möchten der jungen Gouvernante das Leben recht schwer machen.

„Ja, ganz wohl; das heißt, ich würde mich recht wohl daselbst fühlen“, fügte sie, der Eingebung des Augenblicks folgend, schnell hinzu, „wenn ich sicher sein könnte, daß das Haus ein vollkommen ehrenhaftes sei.“

„Das Haus ein vollkommen ehrenhaftes!“ wiederholte Mary Ursula mit unverhohlenem Erstaunen und mit einer hohen Röthe auf den Wangen. „Was wollen Sie damit sagen?“

„Verzeihen Sie, Madame; ich habe mich vielleicht nicht richtig ausgedrückt; ich bin ja keine Engländerin. Ich wollte damit keineswegs sagen, daß es das Haus eines Diebes sei.“

„Aber was meinen Sie denn?“

Madame Guise blickte der Fragenden voll ins Gesicht und sprach dann nach kurzer Erwägung mit gedämpfter Stimme:

„Ich möchte wissen — möchte Gewißheit darüber

haben, daß Mr. Castlemaine jenem armen jungen Mann, seinem Neffen, kein Leid zugefügt habe.“

Mary Ursula saß ganz betroffen; die Antwort war ihr so unerwartet und das Thema überhaupt so unangenehm.

„Das kann aber doch Ihre Sache ganz und gar nicht sein, Madame Guise.“

„Sie sind böse auf mich, Madame, Ihre Worte sind kalt, Ihr Ton vorwurfsvoll. Schon am ersten Abend, den ich in Greylands verlebte, hörte ich zufällig von dem jungen Mann. Molly, die Magd im Gasthof, kam auf mein Zimmer, um mir meinen Gerstenschleim für meine kleine Marie kochen zu helfen und erzählte mir bei dieser Gelegenheit von dem unerklärlichen Verschwinden des jungen Mannes; sie fügte hinzu, man sage er sei ermordet und Mr. Castlemaine wisse darum. Die Geschichte machte einen mächtigen Eindruck auf mich, ich konnte sie gar nicht aus den Gedanken bringen und wurde ganz elend darüber.“

„Sie hätten das aber nunmehr doch Zeit gehabt zu thun“, bemerkte Mary Ursula frostig.

„Sie wird nur stets von Neuem aufgefrischt und das hält die Erinnerung wach“, erwiderte sie. „Erst heute, als wir noch bei Tische saßen, kam ein Fremder

stracks hinter dem ihn anmeldenden Miles her ins Speisezimmer und fragte Mr. Castlemaine, was er mit Basils Sohn, dem jungen Anthony vorgenommen habe. Mr. Castlemaine war davon sehr ergriffen, ich sah, wie sein Gesicht sich veränderte, auch schickte er uns sofort Alle aus dem Zimmer."

Mary Ursula vergaß ihre Kälte. Es war derselbe Gegenstand, der ihr in der vergangenen Nacht den Schlaf geraubt hatte, obgleich sie das Madame Guise auch nicht bekennen konnte. Die Beiden spielten, ohne es zu wissen, Verstecken mit einander.

„Wer war der Fremde, Madame Guise?"

„Mr. Castlemaine nannte ihn Squire Dobie. Sie waren sehr lange beisammen, obgleich man wohl sehen konnte, daß es Mr. Castlemaine nicht angenehm war. O, wenn ich mir ausmale, was in jener Nacht dem jungen Anthony geschehen sein mag, so schaudert es mich."

„Das Beste, was Sie thun können, ist überhaupt, nicht daran zu denken, Madame Guise; die Sache ist nach keiner Seite für Sie geeignet. Auch dürfte es sich kaum mit dem Wohlanstande vertragen, daß Sie gegen Mr. Castlemaine Verdacht hegen, während Sie sein Brod essen. Verlassen Sie sich darauf: wird dieses Geheimniß je auf-

geklärt, so geht Mr. Castlemaine so ehrenhaft und unschuldig daraus hervor, wie Sie selbst sind."

Die Glocke, welche die Schwestern zum Abendessen rief, wurde geläutet. Madame Guise setzte ihren Hut auf und erhob sich.

„Verzeihen Sie mir", bat sie demüthig; „ich hätte nicht davon sprechen sollen und wollte Sie gewiß nicht beleidigen oder verletzen; aber ich bin hier so einsam, habe nur mein eigenes Herz, dem ich mich mittheilen kann."

„Und Gedanken sind frei", überlegte Mary Ursula. „Es war nur zu natürlich, daß die geheimnißvolle Geschichte solchen Eindruck auf sie machte."

„Seien Sie ruhig", sagte sie, Madame Guise bei der Hand nehmend. „Verbannen Sie es aus Ihren Gedanken; es ist ja nichts, was Sie zu beunruhigen braucht."

„Es braucht mich nicht zu beunruhigen!" wiederholte Madame Guise, als sie durch die Pforte ging. „Mich, mich ganz allein in der weiten Welt hat es zu beunruhigen."

Sie wandte sich rechts, in der Absicht, nicht über die Landstraße, sondern über die Kirchwiese nach Hause zu gehen; denn das Brüderkloster übte auf sie einen unwiderstehlichen Reiz aus, und sie versäumte bei Tage und noch

mehr Abends keine Gelegenheit, wo sie dabei vorüberkommen konnte. Eine innere Stimme, gleichviel ob falsch oder wahr, flüsterte ihr stets zu, daß dies der Ort sei, an welchem sie die Spur ihres Gatten aufsuchen müsse.

Sie gelangte zu der zu den Kapellruinen führenden Pforte, zögerte einen Augenblick und trat dann ein. Dieselbe Verzauberung, welche sie zwang, ihren Heimweg am Brüderkloster vorbei zu nehmen, bestimmte sie auch, in die dahin leitenden Ruinen zu gehen. Ein nervöser Schauer durchschüttelte sie, als sie die Pforte hinter sich schloß; auch ging sie nicht ins Brüderkloster, sondern schritt hinüber nach der Feldkante. Die See und die Boote darauf erschienen ihr wie die Gesellschaft lebender Menschen.

Es waren nicht viel Boote zu erblicken, nur vielleicht drei bis vier, die weiter unten in der Nähe des Dorfes fischten; aber ihre Lichter bewiesen, daß sie da waren und machten die Einsamkeit weniger drückend. Der Abend war ziemlich finster; es schien kein Mond, und auch die Sterne traten nicht sehr hell hervor. Die Atmosphäre war jedoch klar, und die moosbedeckte Wand des Brüderklosters mit der gothischen Thür darin war deutlich sichtbar.

„Wenn ich mich nur traute mit einer Laterne da hinein zu gehen und zu suchen", sagte sie, ihre Blicke darauf richtend. „Ich fände vielleicht einen Fetzen von seiner Kleidung, der im Kampfe abgerissen wäre, denn ein Kampf muß stattgefunden haben. Anthony war tapfer und wird sich sicher gewehrt haben, es sei denn, man schoß ihn hinterrücks nieder."

Ihr Gesicht in ihren Händen verbergend, malte sie sich schaudernd die Einzelheiten dieses Kampfes aus. Es war thöricht von ihr, dies zu thun, denn sie verursachte sich dadurch einen ganz unnöthigen Schmerz, aber sie hatte sich gewöhnt, diese Gedanken zu hegen, statt sie zu verscheuchen, und vielleicht kamen sie auch ganz ungerufen. „Du mußt Deinem Schmerz nicht beständig nachhängen, der von Kummer und Verzweiflung niedergebeugt ist. Nein, antwortet der arme Leidende, aber er hängt mir nach." So ging es Charlotte Guise auch. Tag für Tag, Nacht für Nacht sah sie nur ihren Gatten und sein unglückliches Geschick; sie war wie eine Fieberkranke, deren Hirn eine Idee erfaßt hat und sie beständig hin und her wälzt.

„In Mr. Castlemaine's Büreau liegt sein Ring! — könnte ich nun hier noch andere Spuren von ihm auffinden, so führte das doch vielleicht die Entdeckung herbei",

sagte sie, ihre Hände erhebend. „Ein Knopf, ein Handschuh, ein Fetzen Tuch — ich würde jedes erkennen. Es ist peinlich, dieses unwahre Leben weiter zu führen. So lange ich unbekannt bin, kann ich nichts thun. Ich darf nicht einmal John Bent bitten, mich einen Blick auf seine Sachen werfen oder seine Schreibmappe öffnen zu lassen. So lange ich Madame Guise bin, würde man mir sagen, das gehe mich nichts an, zeigte ich mich aber der Welt als Charlotte Castlemaine, so hätte ich das vollste Recht dazu. Und doch darf ich das von der andern Seite nicht thun, es bleibt mir also nichts übrig, als im Geheimen zu suchen; dieses Brüderkloster mag Beweise für das, was aus ihm geworden ist, enthalten, wenn ich nur hineingehen und danach suchen könnte?"

Sie wandte den Kopf, aber nicht gerade sehr muthig nach dem alten Gebäude, es war doch, besonders bei Nacht, ein sehr unheimlicher Ort, und blickte dann wieder nach der See.

„Nein. Ich besitze nicht den Muth, allein hineinzugehen, wenn ich mir selbst eine Laterne verschaffen könnte, das dort umgehende Gespenst möchte mir vielleicht erscheinen. Ich sah es gestern Abend ganz deutlich von Mr. Castlemaine's Fenster, und wäre ich an Ort und Stelle und es erschiene mir, so stürbe ich vor Furcht.

Halb todt war ich schon gestern Abend, als ich Mr. Castlemaine's Stimme hörte, er vor mir, das Gespenst da drüben in meinem Rücken, und —"

Ein in ihrer Nähe hörbar werdender Laut ließ Charlotte Guise zusammenfahren. Die Pforte öffnete sich hinter ihr und sie drückte sich in ihrer Angst fest gegen die Wand und in eine Ecke, zog ihre schwarzen Kleider um sich, unterdrückte mit Gewalt den sich aus ihrer Brust emporringenden Schrei und flehte lautlos, daß sie vor Entdeckung bewahrt bleibe.

Und sie blieb davor bewahrt, der Schatten, den die vorspringende Wand warf, und ihre schwarzen Kleider machten sie unsichtbar. Der Eingetretene war Harry Castlemaine. Er schritt bis nach dem Felsvorsprung, kam jedoch nicht in ihre Nähe und blickte einige Minuten über die See hinweg, dann öffnete er das gothische Thor und ging ins Brüderkloster.

Was sollte Charlotte thun? Sollte sie schnell nach der Pforte laufen, hinauseilen und sich dadurch der Gefahr aussetzen, daß er zurückkomme und sie erwische oder sollte sie bleiben, wo sie war und abwarten bis er sich wieder entfernt habe? Sie entschied sich für das Erstere, denn sie befand sich in einer unerträglichen Situation. Sah er sie wirklich, nun so hatte sie die Entschuldigung,

daß sie in die Ruinen gegangen war, um einen Blick auf die prächtige See zu werfen, daraus konnte er auch noch keinen Verdacht schöpfen.

Die Sache war aber doch nicht so leicht ausgeführt. Sie wollte sich soeben aus ihrem Versteck hervorschleichen, als sich die Pforte abermals öffnete und eine andere Gestalt, nachdem sie sich vorsichtig umgeblickt, in die Ruinen glitt. Charlotte erkannte eine weibliche Gestalt in einen dunklen Mantel gehüllt, dessen Kapuze ihren Kopf und zum Theil auch ihr Gesicht verbarg. Sie schritt vorsichtig durch die Ruinen, wobei sie die Thür zum Brüderkloster beständig im Auge behielt, als ob sie sich gegen Ueberraschung sichern wolle und trat dann ebenfalls auf den Felsvorsprung und blickte über die See. Jetzt konnte Madame Guise einen Theil des Profils sehen und glaubte Jane Hallet zu erkennen.

Das Mädchen drehte sich um und war anscheinend im Begriff sich wieder fortzuschleichen, plötzlich schob sie sich aber bis zu der alten moosbewachsenen Wand des Brüderklosters und kauerte sich dort nieder. In demselben Augenblicke kehrte auch Harry Castlemaine aus dem Brüderkloster zurück, ging schnellen Schrittes nach der Pforte und verschwand durch dieselbe. Das Mädchen hatte ihn ohne Zweifel kommen gehört und wollte ihn

vermeiden. Er ging nach der Kirchwiese hinüber und sie verließ ebenfalls die Ruinen, nachdem sie noch einen langen Blick auf die See geworfen und trippelte den Hügel hinunter der Richtung ihrer Wohnung zu.

Charlotte Guise athmete auf. Abgesehen von dem Verschwinden ihres Gatten und den Gespenstergeschichten, die sie so fürchtete, erschien ihr das Brüderkloster auch außerdem noch in einem immer romantischeren und geheimnißvolleren Lichte. Sie ließ Harry Castlemaine einen bedeutenden Vorsprung und folgte ihm dann die Wiese hinauf, nicht ohne im Vorübergehen einen Blick zu den Fenstern empor zu werfen, hinter welchen der graue Mönch zu erscheinen pflegte. Es war aber heute Alles dunkel und still.

Sie hatte noch nicht zehn Schritte auf der Wiese gethan, so vernahm sie hinter sich schnelle Fußtritte und erkannte, sich umschauend, den Herrn von Greylands. Sie wünschte ihm weder zu begegnen, noch ihn wissen zu lassen, daß sie zu so später Stunde diesen einsamen Weg aufsuche und trat deshalb in den Schatten der Bäume, um ihn vorüber zu lassen. Er schlug den Pfad nach der Kajüte ein und Madame Guise setzte eilig ihren Weg fort.

Mr. Castlemaine war auf dem Heimwege von dem

Diner im Delphin. Als die Gesellschaft aufbrach, hatte er dem Oberaufseher Nettleby, der mindestens so viel getrunken hatte, als er im äußersten Nothfalle vertragen konnte, den Arm gereicht. Capitän Scott hatte das Gleiche gethan — in jenen Tagen dachte man über starkes Trinken weniger streng als heute — und schlief in einem der guten altmodischen Armstühle John Bents den Schlaf der Gerechten. Als Mr. Castlemaine den Oberaufseher glücklich in dessen Hause abgeliefert hatte und wieder heraustrat, fand er vor der Thür den Rechtsanwalt Knivett seiner harren.

„Ei, Knivett, sind Sie noch hier? Ich dachte, Sie und der Capitän wären schon auf dem Wege nach Stillborough."

„Noch Zeit genug", erwiderte der Rechtsanwalt. „Wollen Sie mit mir einen Spaziergang nach der Bucht machen? Der Abend ist so schön."

Mr. Castlemaine legte seinen Arm in den Knivetts und folgte ihm in der angegebenen Richtung; sie Beide waren vollkommen nüchtern. Es war nicht mehr hell genug, um noch viel von den Schönheiten der See zu sehen, aber Mr. Knivett behauptete, ein großes Gefallen daran zu finden, um so mehr, als er in Stillborough keine Gelegenheit habe, den Anblick zu genießen und See-

luft zu athmen. Das war aber Alles nur Vorwand; er hatte eigentlich dem Herrn von Greylands etwas zu sagen und mochte nicht mit der Thür ins Haus fallen.

„Schwere Arbeit muß solcher nächtliche Fischfang sein“, bemerkte der Rechtsanwalt, auf einige in der Entfernung schimmernde Lichter deutend.

„Die Leute sind daran gewöhnt, Knivett.“

„Das kann wohl sein; die Gewohnheit ist die andere Natur. Apropos, Mr. Castlemaine — es ist mir soeben eingefallen — ich möchte Ihnen gern einen Rath geben und bitte Sie im Voraus, mir nichts übel zu nehmen.“

„Was betrifft es? Bitte, sprechen Sie.“

„Könnten Sie es nicht in irgend einer Weise einrichten, daß Sie das Dokument zeigten, das Sie in den Besitz von Greylands Ruhe gesetzt hat?“ fragte der Anwalt unwillkürlich seine Stimme dämpfend.

„Das könnte ich wohl, wenn ich wollte“, antwortete Mr. Castlemaine nach einer kaum merklichen Pause.

„So rathe ich Ihnen es zu thun. Ich hätte Ihnen das gern schon früher gesagt, aber um die Wahrheit zu gestehen, ich wußte es nicht recht einzukleiden.“

„Warum hätten Sie es mir gern gesagt?“

„Weil — nun weil die Leute reden. Die Leute wollen etwas zu reden haben, das wissen Sie ja, es sind

große Kinder. Wenn Sie aber irgend Jemand die Urkunde zeigen, welche Ihnen das Gut zuspricht — es dürfte natürlich nicht den Anschein haben, als ob Sie es absichtlich thäten — so wird die Welt überzeugt werden, daß Sie keinen Grund hatten, zu wünschen, daß der junge Anthony aus dem Wege wäre und wird mit ihrem unnützen Geschwätz aufhören. Machen Sie es so, Mr. Castlemaine."

„Mir kommt vor, als wollten Sie mir zu verstehen geben, die Welt sage, ich habe Anthony über Seite geschafft."

„Etwas Aehnliches; der große Haufe ist gar zu dumm. Man weiß, daß nichts daran ist, aber es wird geredet, aber lassen Sie die Welt wissen, daß Anthony's Ansprüche jedes Grundes entbehrten und Sie haben ein für alle Mal dem ganzen Geschrei ein Ende gemacht. Haben Sie die Urkunde bei der Hand, so zeigen Sie sie je eher je lieber einem würdigen Manne, dessen Wort etwas gilt."

„Und das würde dem Gerede ein Ende machen, sagen Sie?"

„Ohne Zweifel. Es würde ein Beweis sein, daß Sie wenigstens keinen Beweggrund haben konnten, Anthony wo anders hinzuwünschen."

„So hören Sie denn meine Antwort, Rechtsanwalt Knivett: Nein. Ich werde so lange ich lebe um eines solchen Zweckes willen die Urkunde nicht zeigen. Will die Welt reden, so mag sie reden.“

„Sie redet schon“, sagte der Rechtsanwalt.

„Meinetwegen, ich hindere sie nicht daran. Ich bin ganz erstaunt über Sie, Knivett, Sie hätten mich doch besser kennen sollen, als mir dergleichen zuzumuthen. Hätte mein Vater nicht so sehr viel von Ihnen gehalten und achtete ich Sie selbst nicht so hoch, ich hätte Sie zu Boden geschlagen.“

Der ganze Hochmuth des Herrn von Greylands war wachgerufen, er sprach kalt, stolz und verweisend. Mr. Knivett runzelte die Stirn, er hatte jedoch halb und halb dergleichen erwartet.

„Der Vorschlag wurde von mir in der freundlichsten Absicht gemacht“, sagte er.

„Natürlich; aber es war ein Mißgriff. Wir wollen es vergessen, Knivett.“

Sie schüttelten sich schweigend die Hand. Mr. Knivett ging nach dem Gasthause zurück, wo der Wagen wartete, der ihn und Capitän Scott nach Stillborough bringen sollte und der Herr von Greylands begab sich auf den Heimweg und schlug die Richtung über die Kirchwiese ein.

Buchdruckerei der „Post", Zimmerstr. 96.

Wood, Henry

Der Herr von Greylands Roman

Bd.: 2

Berlin (1875)